

11. 12. 17.



17 Jg

Nr. 9



Eisass-Land
Lothringener
Heimat



1 9 3 7
Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

137

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang: 36.— Frs. Auslandspreis: 9 Reichsmark od. 11 Schweizerfranken

Inlandspreis für Einzelhefte . . 3.75 Frs. Auslandspreis: 1 Reichsmark od. 1,25 Schweizerfranken

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag «Elsassland — Lothringer Heimat» in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

Die altbekannte Confiserie DARSTEIN

unterhält auch Generaldépôt weltberühmter belgischer Chocoladen und verkauft diese köstlichen Spezialitäten zu den festgesetzten billigen Fabrikpreisen.

Man kauft am besten direkt in einer der vier offiziellen Darstein-Verkaufsstellen:

STRASBOURG: Jungferngasse 3
Alter Weinmarkt 20
Langstrasse 16

HAGUENAU: Landweg 44

Beachten Sie die Schaufenster der DARSTEIN-Geschäfte.

Soeben erschienen:

“Der Pendel”

als wissenschaftliches Instrument

von A. Mermet

Eine Einführung in die Pendellehre und eine Einleitung zum Gebrauch des Pendels.

Ein Werk von 368 Seiten mit zahlreichen Tafeln und Abbildungen, kunstvoller Umschlag.

Preis: Broschiert: 50.— Frs.

Gebunden: 40.— Frs.

In allen Buchhandlungen erhältlich.

VERLAG «ALSATIA», COLMAR.

Fr. R. v. LAMA

Der Weg der

Therese Neumann

von Konnersreuth

1898-1935

Preis 15.- frs.

Zu beziehen durch die Expedition dieser Zeitschrift.

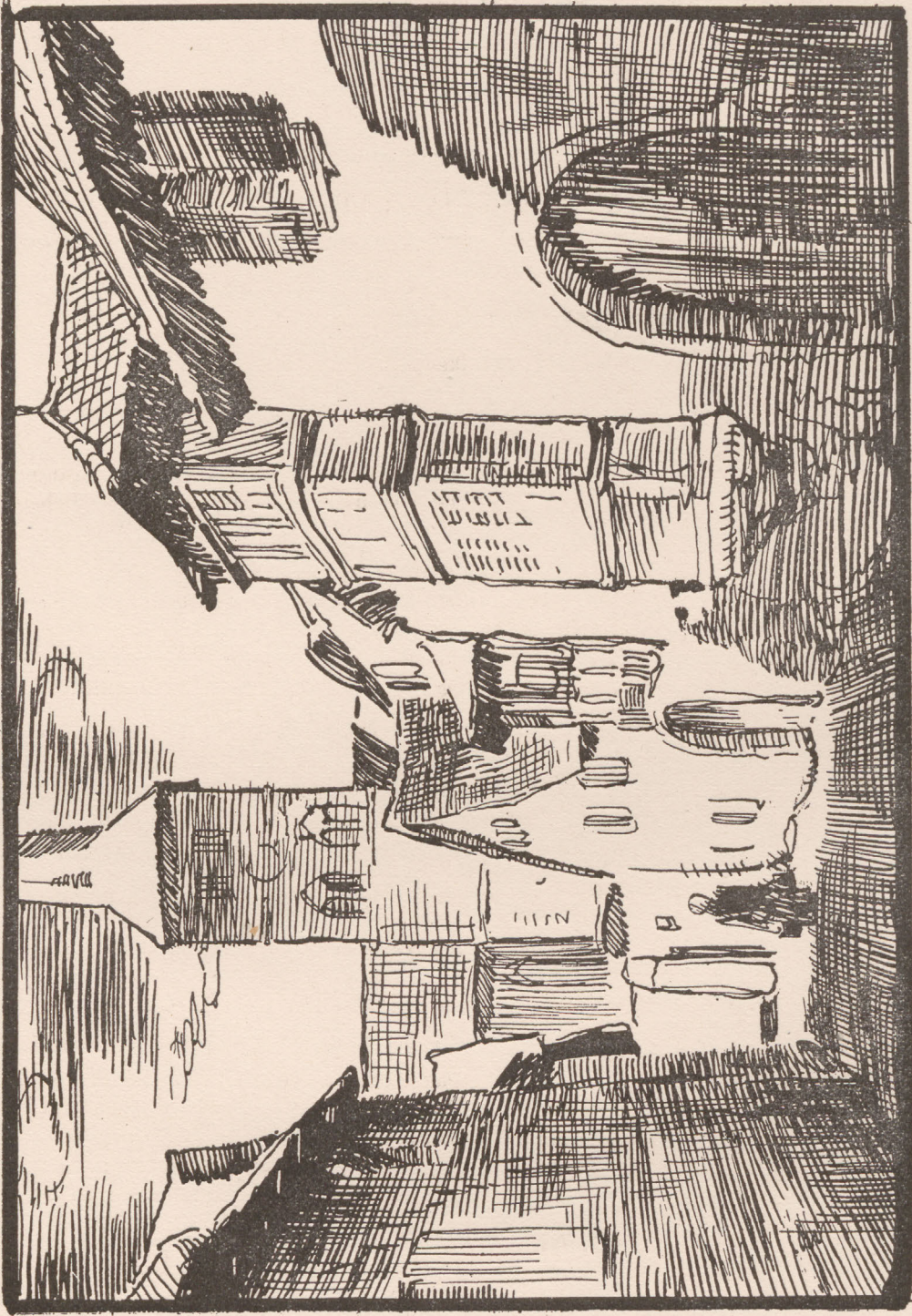
L'Hygiène Naturelle

Monatsschrift für naturgemässe Lebensweise und Heilkunde

Praktischer Wegweiser zum gesund werden und gesund bleiben.

Jahresabonnement 12 Frs. Probenummer gratis

Verlag: GUEBWILLER, rue Clémenceau 6 - 8



Elsass-Land Lothringer Heimat

17. Jahrgang

SEPTEMBER 1937

9. Heft

Dem Wein ein Kränzelein

Elsässische Volkslieder

Weintrinkerlied

O Wein, wärst du nicht, was fingen wir an,
Da wär's um uns lustige Brüder getan!
Denn so ein Gläschen von Rack oder Schnick,
Das brach schon manchem wohl sicher das Gnick.

Das Jährel wird gut, kann alles geraten,
Drum wünsch ich mir nur dreitausend Dukaten,
Damit ich kann schütten den Wein in ein Loch,
Jemehr ich neinschütte, desto besser schmeckt's noch.

Man avanciert oft beim Wein, das ist schön,
Der eine wird Leutnant, der andre Kapitän.
O Freunde, was kann man beim Weinel nicht haben!
Ich war schon General, hab kommandiert: In den Graben.

Seh ich einen Weinstock, o welches Vergnügen!
Ich tue von ferne mein Hütchen abziehen,
Betracht das Gewächse, o grosse Allmacht,
Das aus einem Traurigen ein Lustigen macht!

Der Vater im Himmel muss selber oft lachen,
Was die Leut beim Weinel für Sachen tun machen.
Sie tun diskutieren und Pläne skizzieren,
Unterdessen tut mancher die Zeche verlieren.

Ein Rausch muss es geben, da muss man erstaunen,
Wie anders doch sind jedes Betrunknen Launen,
Der eine wird lustig, der andre wird still,
Mich wirft's in den Graben, wenn ich zehnmal nicht will.

Wird Gott einst, der Vater im Himmel, mich fragen,
So will ich gleich zur Antwort ihm sagen:
Warum hast, o Gott, das Weinel du geschaffen?
Mir hat's halt geschmecket, du kannst mich nicht strafen!

Wie mancher will sterben, mir kommt's nicht in Sinn,

Der Tod kommt von selber und mäht uns dahin.
Verschon mich dies Jahr noch, das Leben ist süß,
Und hol mich, sobald es kein Weinel mehr gibt!

Und bin ich gestorben, so tut mich begraben,
Doch nicht auf den Kirchhof, auch nicht in ein Graben,

Begrabt mich in'n Keller, tief unter ein Fass,
Lieg gar nicht gern trocken, lieg allweil gern nass.

Und auf diesem Fasse da soll man noch lesen,
Was ich für ein lustiger Kerl bin gewesen,
Beständig besoffen, zuweilen nit g'scheid,
Aber ein ehrlicher Kerl, das wissen die Leut.

Aus Ottrott

Das Wasser und der Wein

Ich weiss ein Liedel gar hübsch und fein
Vom Wasser und roten kühlen Wein.
Sie leben miteinander im Streiten,
Der Wein kann's Wasser nicht leiden.

Das Wasser, das sprach: Bin eben so fein,
Man trägt mich in die Kirch hinein,
Man braucht mich zur heiligen Tauf,
Zum heiligen christlichen Glauben.

Der Wein der sprach: Bin eben so fein,
Man trägt mich in die Kirch hinein,
Man braucht mich zu allen Aemtern,
Zum heiligen Sakrament.

Das Wasser das sprach: Bin eben so fein,
Man trägt mich in die Kuchen hinein,
Man braucht mich die ganze Woche
Zum Büche, zum Bache, zum Koche.



Der Wein der sprach: Bin eben so fein,
 Man trägt mich in die Stube hinein,
 Man hält mich so hoch in Ehren,
 Man stellt mich vor Fürsten und Herren.

Das Wasser das sprach: Bin eben so fein,
 Ich lauf durch alle Lustgärtlein hinein,
 Ich lauf es dem Müller vors Hausen,
 Ums Rädcl rum tu ich ihm brausen.

Der Wein der sprach: Bin eben so fein,
 Man pflanzt mich in alle Lustgärtlein hinein,
 Dort wo die Röselein glänzen,
 Dort tut man mich es pflanzen.

Das Wasser das sprach: Bin eben so fein,
 Ich laufe durch alle Lustgärtelein,
 Und wäre ich nicht zu dir kommen,
 So wärst du am Rebstock verdorren.

Der Wein der sprach: Jetzt hast du's erreicht,
 Jetzt bist du der Meister und ich der Knecht.
 Denn wenn nicht wärst zu mir kommen,
 So wär ich am Rebstock verdorren.

Marlenheim (um 1880)

Das Testament des Trinkers

Brüder, wenn ich nicht mehr trinke
 Und ich krank' am Bodengram (Podagra),
 Wann ich auf das Krankenlager sinke,
 So glaub ich, ist mein Ende nah.

In den Keller müsst ihr mich begraben,
 Wo ich so manches Fass geleert,
 Den Kopf will ich beim Zapfen haben,
 Die Füsse nach der Wand gekehrt.

Stirb ich heut oder morgen,
 So ist mein Testament gemacht,
 Für mein Begräbnis müsst ihr sorgen
 Ganz ohne Glanz und ohne Pracht.

Brüder, wenn ihr mich zum Grab geleitet,
 So folgt mir Mann für Mann,
 Ums Himmelswillen lasst das Läuten,
 Stosst tapfer mit den Gläsern an.

Anstatt Zitronen in den Händen
 Reicht mir ein volles Schoppenglas,
 So werd ich wieder aufgeweckt
 Und werde gehen zu der Fraubas.

Aus Baldenheim (um 1860)

Der Wein auf dem Lande

Der Wein auf dem Lande hat Feuer und Kraft,
 In den Städtchen wird er mit Wasser bestraft,
 Drum bleib ich auf dem Lande, um fröhlich zu sein,
 Wie süsser die Trauben, wie besser der Wein.

Es haben mich mein Lebtag drei Stückchen erfreut:
 Ein Garten, ein Rebe, ein Gläschen mit Wein,
 Drum bleib ich auf dem Lande, um fröhlich zu sein,
 Wie süsser die Trauben, wie besser der Wein.

Die Mädchen vom Lande sind gesund und auch schön,
 So hab ich noch keine in der Stadt nie gesehn.
 Drum bleib ich auf dem Lande, um fröhlich zu sein,
 Wie süsser die Trauben, wie besser der Wein.

Aus Dambach (um 1850)



Bacchus auf dem Fass

Ein Beitrag zur elsässischen Volkskunst

Von Alfred Pflieger

Im «Deutschen Wörterbuch für Elsässer», die sich für deutsche Sprache und Literatur interessieren, erklären Menges und Stehle das Fremdwort Bacchus als Gott des Weines und der Rebe. Durch die Römer sei der Name ins Elsass gekommen und heute noch im Volke lebendig (Gebweiler 1911, 21). Es lohnt sich der Mühe, diese Behauptung nachzuprüfen. Dabei wird sich ergeben, dass von einem Fortleben des Bacchus nur im Rebland die Rede sein kann, dass er aber tiefgehende Spuren auf dem Gebiete der Volkskunst, besonders des Küferhandwerks hinterlassen hat.

Es ist eine geschichtliche Tatsache, dass wir den Römern die Kultur der Rebe verdanken. Nach der Colmarer Herkulesage soll es der Weingott Bacchus selbst gewesen sein, der die Tribocker die Kunst des Rebbaues lehrte. Auf seinem Wege nach dem Elsass schlug er den Weg über die Pyrenäen und das südliche Gallien ein (H. L. Jan, Vom els. Wein. Sep. Abd. d. Leipziger Zeitung 1887). Es ist der gleiche Weg, den die römischen Legionen rhoneaufwärts nahmen und in ihrem Gefolge die griechischen Händler, denen wir die typische Form unseres Rebmessers verdanken. Dass die Römer dem Gott des Weines auch im Elsass Altäre und Standbilder errichteten, ist wohl anzunehmen, doch sind bis heute keine Bacchusdarstellungen in Stein auf elsässischem Boden gefunden worden.

Eine andere Frage ist es, ob der primitive Bacchuskult der Legionäre in das Volksbewusstsein eingedrungen ist. Bei der geringen Bedeutung des ersten Weinbaus ist kaum daran zu denken. Selbst wenn nach der alemannischen und fränkischen Invasion Reste des Kultes übrig geblieben sein sollten, werden die mit der Volksmission beauftragten Klöster, in deren Händen der im 9. Jahrhundert bereits mächtig aufblühende Weinbau lag, schon dafür gesorgt haben, dass er gründlich ausgerottet wurde.

Auch das frühe Mittelalter stand der Darstellung des heidnischen Weingottes feindselig gegenüber, so reichen Gebrauch es auch vom Rebstock und den Trauben in Malerei, Skulptur und Liturgik machte. Die unbefangenen frohen Skulpturen an unsern romanischen und gotischen Kirchenbauten, in denen der Wein und der Weinbau symbolhaft verherrlicht werden, zeugen von dem tiefen Verständnis für die Gaben des Bacchus.

Erst Humanismus und Renaissance erwecken mit der Wiedergeburt des klassischen Altertums den Weingott Bacchus zu neuem fröhlichem Leben. Dichter und Künstler fühlen sich von der anmutenden Gestalt des weinfrohen Gottes angezogen und verherrlichen seine Segnungen in Wort und Bild. Söhne des Reblandes wie Mathias Ringmann aus Reichsfeld, genannt Philesius Vosigena († 1511), und der Bergheimer Fabricius Montanus besingen in lateinischen Hexametern den Elsässerwein als des Bacchus köstlich Geschenk. Der Strassburger Satiriker Johannes Fischart ist ein begeisterter Bacchusjünger wie sein grosses Vorbild Rabelais. Sein Morgen- und Abendgebet ist: «Hör, Bache mit dem grossen Bauch, lang mir dorther den vollen Schlauch, eyn gute Prätwurst auss dem sack, dass mir ein küler trunck darauff schmack.» Denn ein Poet soll auf einer Seite ein Tintenhörnlein, auf der andern eine volle Weinflasche hängen haben, das soll sein Brevierbüchlein sein. Der Elsassbacchus lädt die durstigen Rebenhänslein zu dem Bacchanal der Trunkenlitanei ein. Ihr liebster Buhle liegt beim Wirt im Keller, er hat ein hülzin Röcklein an und heisst der Muskateller. Sie können sich nicht genug tun im Lobgesang des Weines und preisen ihn als Herzenssalbe, Erdenblut, Zungenbädlein, Himmelstau, Maienreglein und Herbstmaienlein. Ihr Wahlspruch ist: In vite vita, aus den Reben fliesst das Leben. Das ist nur eine kleine Blütenlese aus dem grossen «Gargantua», den der Dichter mit einer in das Weinfass des Bacchus getauchten Feder geschrieben hat.

Bei Fischart ist der hoheitvolle Dionysos der Alten bereits zu einem trunkenen Faun mit einem Schmerbauch herabgesunken. Die volkstümliche Bacchusgestalt kündigt sich hier schon an. Die bleibende Gestalt hat ihr ein Zeitgenosse Fischarts gegeben, der Rappoltsweiler Stadtschreiber Mathias Holzwart von Horburg. Er hat es nie zu Ruhm und Ansehen gebracht, dazu fehlt ihm die dichterische Ader. Diese vermissen wir auch in dem Werke «Lustgart Newer deutscher Poëteri» (Strassburg 1568), das er zu Ehren des Hauses Württemberg-Reichenweier verfasste.

Im 2. Buche besucht der Dichter mit der Muse Kalliope den Lustgarten der Poesie am Fusse des Helikon und lässt sich von seiner Führerin den künstlerischen Bilderschmuck des Säulenportals

erklären. Auf der einen Seite ist der Weingott Bacchus, auf der andern sein Lehrvater Silen mit dem Esel dargestellt. Bacchus wird geschildert als

Ein jungling fett vber all mass,
Der het auff seinem haupt ein krantz
Von Weinreben geflochten gantz.
Hörner auff seinem Haupt auch stunden,
Inn einem gschirr neben jhm vnden
Ein gschirr mit wasser war gebild.
Er stuond auch halb frölich, halb wild
Mit einer Trummel jnn der hand,
Nackend war er ohn als gewand,
Dazuo fewrroht am gantzen leib (fol. 39a).

Das Seitenstück des Bacchus, den die Randnote «aller Vollsaufer Vater» nennt, ist sein Lehrmeister Silenus, ein voller Zapf, wie ja das Alter gerne sich zur schwarzlockigen Jugend gesellt und sie verführt. Nach einer ausführlichen Beschreibung des in seinem zottigen Rock einem alten, feisten Bock gleichenden Fauns lässt sich der Dichter die auf dem Bilde angedeuteten Eigenschaften des Bacchus nach gnomischem Verstand erklären

Vnd fragt von erst, warumb doch er
So jung, so frisch vnd frölich wer.
Sie sprach: Er ist wol jung gestalt,
Inn warheit aber ist er alt.
Das macht, welcher recht thuot gebrauchen
Bachum, das ist wein, mag nit strauhen
Eilend jnn alter, sonder würt
Jung vnde starck sein jimmer fürt.
So macht wein auch ein frölich gmüt,
Wo man den vberfluss verhüt.
Warumb ist er, sprach ich, gantz bloss,
Das er nit anhat klein noch gross,
Dann nur ein weinreb vmb die schamm? (fol. 41a)
Sie sprach: Ich sag dir das mit nam.
Die reben auf dem haupt vnd leib
Das er des Weins Gott ist bedeut,

.
Dafür jhn auch die gantze welt
Auff diesen tag noch alweg helt;
Dann er von erst den brauch des wein
Auff erd hat glert vnd gfüret ein.
Nackendt ist er an leib, füss, henden,
Dieweil manch mann durch fül vnd fross
Würt aller haab vnd gütter bloss.
Warumb, sagt ich, hat er die horn?
Sie sprach: Er bedeutet den zorn,
Welchen die truncken böltz dann haben (fol. 41b)
Mit hawen, stechen, rupffen, schlagen
Vnd alle ding richten zuo grund,
Wann jnn das süss winlein ein kumpt.
Ich sprach weiter vnd fragt, warumb

Hat er dann jnn der hand die trumb?
Das deut, sie sagt, das gross geschrey,
Jauchzen, singen vnd gaucklerey,
Wie dann thuon die vnsinnig Narren,
Wann sie zuouil ins Elsass fahren.
Das er so feurroht ist, bedeut,
Das man sol leschen bey der zeit
Das feur des weins. Thuot dich erwischen
Sein sterck, solt jhn mit wasser mischen
Vnd jhn allein zuo notturfft brauchen.
Ein schantlich ding ists vmb voll sauffen,
Darinn man vergisst Zucht, Ehr, Scham,
Weib, Kinder vnd das weib des mann,
Fromkeit vnd alles recht dabey.
Da acht man nichts, yedoch er thuot
Vil nutz dem, so jhn nutzt mit huot. (fol. 42a)

Abgesehen von der lehrhaften Deutung der wesentlichen Züge des Weingotts tritt uns hier die Urgestalt des Bacchus entgegen, wie sie das kunst-sinnige Küferhandwerk ausgebildet hat: Ein übermässig dicker, schwarzgelockter Knabe mit dem Weinkranz im Haar und um die nackten Lenden und mit weingerötetem Gesicht. Statt des unbekanntes Thyrsusstabes bekommt er die Weinflasche in die Hand und wird so zum unheiligen Patron der Zecher und Schlemmer.

Seine Thronerhebung vollzieht sich nicht ohne Widerspruch, da das mittelalterliche Weinpatronat schon in festen Händen lag. So lehnt ihn Hieronymus Bock in seiner «Teutsch Speiskammer» (1555) mit Berufung auf den Aelervater Noah und den Papst St. Urban entschieden ab. «Nach dem Noah, dem alten Mann von 600 Jahren, der erstmals den Wein, wie man ihn pflanzen und trincken soll, uns angezeigt hat, haben wir Teutschen ein besonderen Patron Urbanum, den achtzehenden Römischen Bischoff zu Einssheim im Elsass gelegen, überkommen. Den verehren wir järlichs gar herrlich mit Weintrincken, fahens auff Urbani an und beharren durchs jar aussen. Darmit pflegen wir St. Urban zu dienen, auff dass er uns gegen Herbst wiederumb diene. Wir lassen den Heyden jren Silenum und Bacchum, uns genüget wol mit St. Urban, wann er uns nur Weins genug thut bescheren» (Kräuterbuch 1555, fol. 422a). Aehnlich hatten schon Sebastian Brant im «Narrenschiff» (1494) und Geiler im Predigtzyklus über dasselbe Thema Bacchus und sein unchristliches Gefolge verurteilt, indem sie das Bechtenlaufen von den römischen Bacchalien herleiteten: «Von Baccho kumpt das her.»

Das fromme Mittelalter wollte nichts vom heidnischen Weingott wissen, viel näher lag ihm die Berufung auf die Bibel und die Geschichte des Pa-

triarchen Noah, dem nicht nur die Kultur der Rebe, sondern auch die Erfindung des Weinfasses zugeschrieben wurde. Die figürliche Darstellung dieser klassischen Weinszene, von besinnlichen Reimsprüchen begleitet, können wir auf kunstreich verzierten Fassböden bis ins 18. Jahrhundert verfolgen. So auf einem Fass im Strassburger Spitalkeller aus dem Jahr 1715 mit der Inschrift:

Mit Gottes Seegen sag ich voran,
Noa der Gottes Mann
Nach dem Wein die Fass bedacht,
Dass er auch das erst gemacht.
Gott gebe seinen Seegen herein
Von Jahr zu Jahr mit gutem Wein.

Auf dem schönen, reichverzierten Fass aus dem Keller Uhrweiler in Reichenweier vom Jahre 1732, das wir in dieser Zeitschrift (10 (1930), 293 f.) beschrieben haben, steht neben dem Noahbilde der Spruch:

Als Noa den Wein erdacht,
Auch die erste Prob gemacht,
Auf, auf, ihr treu vereinten Brüder,
Singt dem Noa Freudenlieder,
Weil er euch im Rebensaft
Freude, Lust und Wonne schafft.

Viele Rebleutzünfte hatten als Schutzpatron den hl. Urban. Winzerhäuser trugen sein Bildnis als Hausmarke. Mit Vorliebe brachte man das Bildnis des hochverehrten Weinheiligen als Schmuckstück an Zierfässern an, um den Keller mit seinen kostbaren Beständen unter seinen Schutz und Schirm zu stellen. Im Oberland bestand der Brauch, das Bild des Heiligen von Keller zu Keller zu tragen und es auf das grösste Fass zu setzen. Landauf, landab, soweit der Wein blühte, zog man am Urbanstage mit Kreuz und Fahnen um den Rebenbann. St. Urban mit der Traube war entschieden der volkstümlichste aller Weinheiligen des Elsass (s. L. Pfleger, Die els. Weinpatrone, in: Jahrbuch für Volkskunde. München 2 (1937), 223—238).

Diese mächtigen, seit Jahrhunderten innig mit der Volksseele verwachsenen Schutzherren des Weins machten dem neuen Eindringling den Siegeszug durch den elsässischen Wingert nicht leicht. Ist er durch das Schrifttum ins Volk gedrungen? Kaum, denn die Literatur erfasste nur die gebildete Oberschicht. Der Rebbauer las nicht und hatte vom alten Weingott etwa die Vorstellung des bekannten Vehrele im Volkslied. Wie dieser aus der Mythologie nur wusste, dass Frau Venus ein Saumensch war, so hätte mancher Rebbauer auf die Frage nach Bacchus geantwortet: Der Baches



Photo Dettling Bacchus auf dem Fass
Aus dem Elsässischen Museum in Strassburg

isch e Vollojel gsin. Sogar um 1800 sah sich Gottfried Schaller noch veranlasst, seinem Epos vom Perückenkrieg im Olymp, der Stuziade, ein Götterverzeichnis nebst Namenerklärung mit der Begründung beizuschliessen, er halte es für notwendig, weil seine Kenntnis nicht allgemein verbreitet sei (Vorrede, Strassburg 1802).

Auch die bildende Kunst hat dem Weingott kaum die Wege ins Volk geebnet. Eine Durchsicht des Buchschmucks und der Büchertiteleinfassungen der Renaissance und Reformationszeit ergibt, dass das Bacchusmotiv den Formschneidern der grossen elsässischen Offizinen so gut wie unbekannt ist, während die Meerfrauen und Delphine sehr häu-

fig und reizvoll in der Ornamentik behandelt und abgewandelt werden. Ich neige eher zu der Ansicht, dass die fahrenden Scholaren und Bachanten des ausgehenden Mittelalters in ihren Trinkliedern das Volk mit dem Weingott bekannt gemacht haben. Auf diese verkrachten Studenten mit ihren wasserdichten Kehlen wirkte das Rebland wie ein Magnet. In den tiefen Burgkellern und kannengeschmückten Zunftstuben waren die losen Kumpane stets gern gesehene Gäste. Mit den Strophen des altberühmten Zechgesangs des Erzpoeten «Mir ist ja vorherbestimmt, vor dem Fass zu sterben» wechselten Lobgesänge auf den Gott des Weines.

Wie dem auch sei, vom 16. Jahrhundert ab erscheint Gott Bacchus auf kunstvoll gearbeiteten Fassböden und sorgfältig geschnitzten Fassriegeln, wie die Querhölzer, die das Fasstürchen der Fässer verschliessen, in der Küfersprache heissen. Bei grossen Lagerfässern konnte sich der Kunstsinn der alten Küfer ausserdem noch an den Stützbalken der Fassböden, an den sog. Spriessen, und an dem dazwischen angebrachten Fasschränken für Kellerlicht, Probierglas und Riwerle betätigen. Besonders reich verziert waren auch die Hochzeitsfässer, die bestimmt waren, im reichen Hausratszug der Braut einen Ehrenplatz einzunehmen und bewundert zu werden. Leider haben sich nicht allzuvieler der alten, schönen Fassböden erhalten, ist doch die Lebensdauer eines Fasses mit hundert Jahren befristet. Daher sind Fässer aus dem 18. Jahrhundert schon eine Seltenheit und bilden Glanzstücke der lokalen Weilmuseen.

Besser haben dem Ruin getrotzt die aus hartem Eichenholz geschnitzten Fassriegel. Diese erzählen uns in reicher Auswahl von der Kunstfreudigkeit und handwerklichen Gediegenheit der alten Küfermeister. Das beliebteste Ziermotiv des Fassriegelschmucks sind Fische, zumeist Delphine, zu einem oder zu zweien mit verschlungenen Schuppenleibern. Fast ebenso häufig vertreten sind die fabelhaften Wasserwesen, halb Fisch, halb Mensch. Langgeschwänzte Fischweibchen und bärtige Meergreise treten einzeln, doppelt oder paarweise auf. Einige Kunstschriftsteller wollen in der Vorliebe für diese Seeungeheuer eine Anspielung auf das Meer von Flüssigkeit sehen, das in dem Fasse ruht, andere wieder eine Verspottung oder Selbstironie des Weinbauern, der das Wunder der Hochzeit zu Kana nachzumachen versteht.

Ich möchte in der Bevorzugung der Fische und Wassergeister einen tieferen Sinn erblicken. Zwischen Wasser und Wein herrscht Feindschaft von Ewigkeit her, die mächtigen Wassergeister suchen dem Wein auf dem Felde, im Keller, auf dem

Transport auf jegliche Weise zu schaden. Indem man sie als eine Art Abwehrzauber figürlich am Fasse anbringt, hofft man ihren schädlichen Einfluss zu brechen. Auf diesen Gedanken bringt mich ein bisher nicht verstandenes Hausschild zu Schlettstadt aus dem 18. Jahrhundert. Wasserjungfern haben ein Weinschiff erbeutet, das deutet der gebrochene Mast an; die eine hält das Ruder, die beiden andern verankern es im Wurzelwerk eines Apfelbaums am Ufer. Das Haus «zum Weinschiff» liegt am Einfluss des heute überdeckten Fischerbaches in die Ill, jenseits des «Neuen Wegs» ist der alte Ladhof. Hier wurde der Wein zum Versand auf Schiffe verladen und auf dem Wasserwege über Strassburg rheinabwärts bis in die Niederlande versandt. Das Schild ist in Stein und farbig bemalt. Hinter dem dekorativen Element scheint denn doch ein magischer Zauber zu stecken.

Neben diesem im Elsass vorherrschenden Motiv der Delphine und Meerweibchen hat auch die Tierwelt zur Gestaltung dieses Fasszierstückes beigetragen. Wir finden Hunde, Löwen, Drachen, Vögel und ähnliche Tiere in Fassriegeln stilisiert. Neben den Fabelwesen ist auch der menschliche Körper in schönen liegenden Frauen und Männern mit und ohne Kleidung behandelt. Natürlich fehlt auch das Pflanzenornament nicht, wobei das Nächstliegende der Weinstock und die Traube ist. All diese Motive sind im Elsässischen Museum zu Strassburg und in den Sammlungen unserer weinbautreibenden Städte sowie in Privatsammlungen von Kelleraltertümern — ich erwähne nur die des bekannten Okulisten Dr. Jost in Strassburg — mit schönen Stücken reich vertreten.

Doch kommen wir nach dieser dem allgemeinen Verständnis dienenden Abschweifung zu unserm Bacchusmotiv zurück, das auf elsässischen Fassriegeln ziemlich häufig vorkommt. Aus dem schönen Götterjüngling der Alten wird bei den Rebbauern ein kräftiger, wohlgenährter Bauernjunge oder ein derber, trinkfester Weinbauer im Kostüm seiner Zeit. Drei Typen sind zu unterscheiden: entweder sitzt der Weingott rittlings auf dem Fasse oder er liegt behaglich geniessend neben dem Fasse oder er ist ohne Fass dargestellt.

Den ersten Typus zeigt uns ein alter, schon stark wurmstichiger Fassriegel aus der Renaissancezeit im Els. Museum. Zwischen zwei akanthusgekrönten Voluten reitet ein dicker, nackter Putto auf dem Fass. Die Rebenranke um die Lenden kennzeichnet ihn als Weingott. Die Linke stemmt er selbstzufrieden auf die Hüfte, die schadhafte Rechte hielt einmal ein Trinkgefäss.

In der gleichen Stellung zeigt ihn eine zierliche, 32 cm hohe Holzfigur auf formschönem Fasse aus rotem Kirschbaumholz (Nr. 244 des Els. Museums). Es ist ein höchst vergnügter Bacchus mit übermässig dickem Bäuchlein, darüber von der linken Schulter her ein blaues Bandelier zur rechten Hüfte läuft. Mit dem grünen Rebenkranz auf dem Lockenkopf bildet es seinen luftigen Anzug. Die Linke hält eine mit Rotwein gefüllte Flasche, die erhobene Rechte den Weinbecher. Die elfenbeinfarben gestrichene Figur ist abnehmbar und diente wohl einst als Schmuckstück einer Kredenz oder des Büffets einer Weinstube. Die Herkunft ist unbekannt. Das ist die einst weitverbreitete, eigenartige Gestalt des volkstümlichen «Bacheles uf em Fass», nach der der Volksmund die Redensart geprägt hat: «Der sieht so glickli üss wie der Bacheles uffem Fass». Das elsässische Wörterbuch erklärt sie irrig als durch ein altes Wirtshauschild veranlasst (II, 8). Es gab aber nirgends ein Wirtshaus zum Bacchus. Unter den zahlreichen Häusernamen, die mit dem Wein und der Weinwirtschaft zusammenhängen, finden wir im alten Strassburg Häuser zum schwarzen Fass, zur Fleische, zur Kanne, zum blinden, langen, tiefen, neuen Keller, zum Rebhof und in Alt-Colmar zum Logel, zur Flasche, Kanne, zum Kennelin, tiefen Keller, Rebstock, zur Traube und Trotte, doch der Bacchus fehlt! Auch heute sind Wirtschaften zum Gambrianus, dem Gott oder König des Bieres, nicht selten, doch ist mir noch keine zum Bacchus bekannt geworden.

Auch der Dichter K. Boese kennt diese volkstümliche Gestalt mit dem weinroten Gesicht. Das beweist sein Vers: «Mer hätte ball geglüejt, wie uffem Fass der Baches» (Els. Schatzkästel 1877, 206). Solch einen weinglühenden Bacchus stellt eine schwere, 52 cm hohe Skulptur aus Eichenholz dar (Nr. 14 des Els. Mus.). In den «Bildern aus dem Elsässer Museum» (Nr. 239) wird sie kurz beschrieben als «Fassreiter, genannt Bocches. Geschnittene Holzfigur aus dem 18. Jahrhundert in Husarenuniform; aus Ensisheim. Abzeichen einer Trink- oder Zunftstube.» Nach obigen Ausführungen hiesse es besser «Wandschmuck» statt Abzeichen. Darauf deuten auch die schrägen Einschnitte an der Vorder- und Rückseite des Fasslagers hin.

Der Fassreiter ist gut dreimal so hoch wie das Fass und gleicht in seiner phantastischen, grell rot- und grüngestrichenen Reiteruniform eher einem Fischartigen Riesen aus dem «Gargantua» als einem stillzufriedenen Bacchus. Den Oberarm eng



Der „Pumpnickel“ zu Weissenburg

an den Körper geschmiegt, hält er in der senkrecht aufsteigenden Rechten eine Literflasche in die Höhe, die Linke führt das zum Ueberlaufen gefüllte Weinglas zum Munde. Der scharfgeschnittene, kantige Schädel mit der starken Hakennase unter krausen, schwarzen Locken lässt eher an einen mittelalterlichen Weinschwelg als an einen Weingott denken. «Fässelritter» nannte das Volk diese Figuren, eine Bedeutung, die das els. Wörterbuch nicht kennt. Es erklärt das Wort als Uebernamen eines Mannes mit O-Beinen (II, 303). Dieser Wortsinn ist erst aus dem Reitschluss des Bacchus auf dem Fass hervorgegangen.

Einen «Fässelritter» weist am gleichen Orte (Nr. 970) ein Fasschränkchentürchen aus dem Jahr 1772 auf. Auf zierlich durchbrochenem Gitterwerk hebt sich in guter Schnitzarbeit ein wohlbeleibter Bacchus auf dem Fass ab, in der Linken den Krug, in der Rechten das Weinglas schwingend. Er trägt einen breitkrepfigen Hut, Wams, Pump-hosen und Schnallenschuhe. Auf der oberen Türchenleiste stehen die Initialen C. S. Die schöne Arbeit stammt laut Direktionsvermerk aus einem Strassburger Keller am Clemenzplatz. Den gleichen bäuerlichen Fassreiter zeigt ein barocker

Fassriegel im Weissenburger Altertumsmuseum (s. E. Polaczek, Volkskunst im Elsass. München 1929, Figur Nr. 145).

Seltsamerweise treffen wir einen Lothringer Fässelritter auf dem Kopfende einer Bettlade an. Die bacchische Figur auf dem Fasse mit Kelch und Karaffe ist in einen Vierpass hineinkomponiert. Die vier Ecken des rechteckigen Feldes schmücken Rokokoornamente. Henri Bacher hat das interessante Stück mit feinem Empfinden als Kopfleiste zu einem Trinklied für L. Pincks «Verklingende Weisen» (III, 266) gezeichnet. Der Herausgeber bezeichnet das Reliefbild in den erklärenden Anmerkungen als «Die Freude». Sein Hinweis auf ein Weinfass im Colmarer Unterlinden-Museum mit der gleichen Figur und der Jahreszahl 1781 hätte ihn auf die rechte Fährte führen müssen: Der Dargestellte kann nur Gott Bacchus sein. Heute ist das Schmuckstück des kunstliebenden Lothringers, der sein Ehebett unter den Schutz des Weingottes stellte, zu einem Schreibpult für Pfarrer Leo Pinck in Marthille umgearbeitet.

Der Geschmacksniedergang des 19. Jahrhunderts hat, auf die Beliebtheit des Bacchusmotivs bauend, diese Fässelritter zu der Form von Weinkrügen herabgewürdigt. Der Dreispitz des rittlings auf dem Fasse sitzenden Bauern dient als Ausgusschnabel. Das Elsässische Museum besitzt zwei dieser farbig glasierten Fayencekrüge. Der eine Bauer in langem, grünem Rock, mit grüner Kniehose, roter Weste und puppenmässig geschminktem Gesicht hat Glas und Litermass in den Händen. Der andere in gelbem Angless, blauer Weste und langer Hose faltet vergnügt die Hände über dem weingefüllten Bäumlein. Konservator R. Forrer hat die beiden Krüge in der Sammlung «L'art populaire en France» beschrieben und im Bilde veröffentlicht (4 (1932), p. 131 s.: Les Bachès-Bacchus d'Alsace). Er schreibt sie einer Werkstatt der französischen Ostregion zu, ich denke eher an ein badisches Erzeugnis, vielleicht an Durlach. Die von ihm als Bacchus angesprochene Holzschnittfigur hat mit dem Weingott nichts zu schaffen.

Der zweite Typus des elsässischen Bacchus zeigt den Weingott neben dem Fass gelagert. Ein Musterstück dieser Gattung fand ich vor Jahren bei unserm Mitarbeiter E. Schmitt in Schönau am Rhein. Da sehen wir den jugendlichen Bacchus als dicken Knaben mit fast weiblich üppigen Formen. Wie eine Geliebte umschlingt die Rechte das Weinfass mit zärtlicher Gebärde, während die Linke den hohen Weinbecher andächtig ans Herz drückt. Ein

früchteschwerer Weinkranz krönt diademgleich die niedere Stirne, wo unter derben Brauen kleine Schlitzaugen lauern, die nur noch blinzeln können, so aufgedunsen ist das Gesicht. So thront Gott Bacchus als Verkörperung des Weins auf einem mit grossbeerigen Trauben gepolsterten Reberg. Die gekreuzten Schlüssel mit dem Empireschleichen verweisen die gute Flachschnitzarbeit in das Ende des 18. Jahrhunderts und verraten sie als schmückendes Vorgelege eines Hochzeitfasses. Eine naive Sinnlichkeit, die durch die rote Fleischfarbe des bemalten Weinschlauchs noch verstärkt wird, geht von diesem Meisterstück eines oberelsässischen Künfers in Sulz aus. Das fühlte die hochbetagte Mutter des jetzigen Besitzers triebhaft und verbannte bei Lebzeiten das «wüste Bild» in den hintersten Winkel der Bodenkammer.

Das gleiche Motiv wandeln zwei Fassriegel des Elsässischen Museums ab (Nr. 954 und 955). Auf dem einen liegt der Gott der Zecher langausgestreckt, die Füsse gegen das Fass gestemmt, die Linke auf eine Bocksbeutelflasche gestützt. Langgewellt fällt das Haar des Trinkers auf die Schulter, ein Koller des 17. Jahrhunderts legt sich wie Fassdauben um das Schlemmerbäumlein. Die linke Riegelseite füllt ein breitaufgerolltes Akanthusblatt, dessen Oberseite als Tischplatte für einen gestauchten, längsgeriffelten Becher dient. Auf dem andern Fassriegel lehnt sich der Zecher mit der Weinflasche in der Linken bequem an das Fässlein, auf der jenseitigen Riegelhälfte steht ein Tischchen mit Becher und Würfelspiel; zwischen den Füßen schaut ein neugieriges Hündlein hervor. Die Pumphosen des Weinpatrons verweisen diese Arbeit gleichfalls ins 17. Jahrhundert oder, kunstgeschichtlich ausgedrückt, in die fruchtbare Zeit des Barocks. Farbspuren verraten einstige Bemalung.

Eine dritte Grundform endlich zeigt den Gott Bacchus aufrechtstehend ohne die Beigabe des Fasses. In dieser Gestalt treffen wir ihn zumal an den geschnitzten Eckpfosten wohlhabender Winzerhäuser im Rebland. Die gemeiniglich als Weisenken angesprochenen Balkenfiguren sind nichts anderes als Darstellungen des Weingottes, unter dessen Schutz der Winzer Haus und Keller stellte. So zeigt das Gasthaus «Zum Stern» in Reichenweier auf einem Zierbalken einen lockigen Jüngling in Wams und Kniehosen, der in der Linken einen Pokal, in der Rechten einen Zinnkrug trägt. Der Renaissancestil kommt im Kartuschenwerk des Sockels zum Ausdruck, laut Jahreszahl stammt das Haus aus dem Jahre 1686. Aelter ist ein ganz



Photo Jap

Hausschild zum „Weinschiff“ in Schlettstadt

nackter Bacchusknabe von 1545, der die rechte Hand schämig vor die Leibesmitte hält und in der linken eine Riesentraube trägt. Von einem abgebrochenen Hause herrührend, hat ihn der rührige Altertumsverein in das Haus zum schwarzen Bären in der Langstrasse versetzen lassen. Diese Skulpturen sind wohl von den Goldschmiedearbeiten beeinflusst, die an Trinkbechern und Pokalen gerne auf den alten Bacchuskult anspielten. Der Silberschatz des bischöflichen Schlosses zu Zabern verwahrte nach einem Inventar von 1610 einen grossen, innen vergoldeten Silberbecher in Gestalt einer Traube, welche ein Bacchus trug (Ed. Ungerer, *Els. Altertümer in Burg und Haus*. Str. 1 (1911), 27 und 29).

Mit dem Weissenburger Pumpernickel kommen wir zu der ältesten und volkstümlichsten Gestalt dieses Typus. Es ist ein steinernes Tafelbild, das sich früher in der Brauerei und Gastwirtschaft «Zur Weisskirche» in Weissenburg befand, heute aber im städtischen Museum ein beschauliches Da-

sein führt. Um diese vom Volkswitze «Pumpernickel» getaufte Figur hat sich eine üppige Legendenliteratur geschlungen (s. Stöber-Mündel, *Die Sagen des Elsasses*. Str. 2 (1892), 177 und 329 f.). All diese gekünstelten Erklärungsversuche fallen in nichts zusammen, wenn wir das Bild als Bacchus deuten. Er gleicht unserm volkstümlichen Weingott wie ein Zwillingbruder, bloss fehlt das Fass. Den rechten Fuss vorgeschoben, schwingt er in der Rechten den zinnernen Humpen, in der Linken das Kelchglas. Den Namen Pumpernickel verdankt er seiner derben, plumpen Gestalt, er ist ein «pumpeter», vierschrötiger Kerl. Die Steintafel mit der in Hochrelief herausgearbeiteten, buntbemalten Figur des weinseligen Bacchus ist beschriftet und soll laut der unten eingemeisselten Jahreszahl aus dem Jahr 1502 stammen. Der letzte Vers der im «Elsassland» bereits veröffentlichten Inschrift (4. Jahrgang 1924, 365) verrät uns, dass die Worte einem verpönten Schamperliedchen der Zeit entlehnt sind.

Das Bild scheint uns nicht mehr in der ursprünglichen Form erhalten zu sein, denn der Gegenstand des Anstosses, den dieser Vers andeutet, ist heute spurlos verschwunden. Aber zarte Seelen des 18. Jahrhunderts haben noch sittliches Aergernis an diesem Wahrzeichen der Stadt genommen, wie ein entrüsteter Bericht des Pfarrers an St. Johann, des Kapuziners P. Fructuosus, an den Bischof von Speier 1729 beweist. Er schreibt: «Es ist ein weltkündiges sprichwort: wo der brauch, da singt man den bompernickel in der Kirch. Nun disses, wie bekandt, hat seine Verste(h)ung zu Weissenburg am Rheyne, worbey zu wissen, dass noch vor 6 Jahren der sogenante bon pour nickle oder bompernickel in einem gemähl ware, Ehrbahrlich gedeckt; vor dissen 6. Jahren aber hat ein calvinischer von Rott namens Balthasar, des aldassigen H. schultzen oder Vogts bruder, Ein metzger, deme das gedachte wirtzhaus allhier zugehört, das gemähl hinweg gethan vnd solches in stein ausbauen lassen, aber dermassen ärgerlich vnd vnkeusch, dass reine augen von hertzen darob erschrockhen müsten. Das Spott- und schandbild stehet, wie man sagt, in der wirtzstuben hinter dem ofen, gedeckht mit einem Vorhängelein. Was aber von den jungen, frechen burssen und andern nichtsnutzigen leuthen für raubereyen darbey geschehen, ist leicht zu Erachten, sonderlich in einem lutherischen oder calvinischen haus; stünde es in Einem cathol., so hätte ichs schon längsten abgeschafft. Es stunde aber unserem Magistrat gar wohl an, hierin zu remediren; allein Es ist ein schlechte Polizey alhier, et Regnum inter eos est valde divisum. Dis wirtzhaus führt zum schilt ein weisse Kirchen, in welcher der Teufel verehrt wird. Hoffe, Es werde dissem grossem übel frühzeitig vorgebogen, und selbiges abgeschafft werde, faxit Deus» (L. Pflieger, Zur Geschichte des Weissenburger «Pumpernickel», in: Cahiers d'Archéologie et d'histoire d'Alsace, Str. 1927, 101 f. — Vgl. auch: Archiv für els. Kirchengeschichte 4 (1929), 190).

Dieser Bericht ist sehr aufschlussreich. Daraus geht hervor, dass der ursprüngliche Pumpernickel ein gemaltes, ehrbarlich gedecktes Bild war, das wohl aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammte. Ungefähr hundert Jahre später entfernt der neue Besitzer der Wirtschaft das Gemälde und ersetzt es durch eine in Stein gehauene Tafel. Das soll vor 6 Jahren, also 1723 geschehen sein. Nun trägt aber der steinerne Rahmen des Pumpernickels die Jahreszahl 1717. Der aufgeregte Pater, der das Bild im Haus des Calvinisten nie mit eigenen Augen gesehen hat, ist von seinen Zuträgern wohl falsch berichtet und das «ärgerlich und

unkeusch Schandbild» infolge seines Einschreitens auf höhern Befehl in den uns überlieferten Zustand abgeändert worden, der keines sittsamen Vorhängeleins mehr bedurfte. Bestimmte Nachrichten darüber stehen bis jetzt noch aus.

Dass gerade die Stadt Weissenburg den ältesten Volksbacchus hat, wird verständlich, wenn wir erfahren, dass sie ein Patrozinium des hl. Bacchus hatte, eines römischen Märtyrers, dessen Gebeine Abt Otgar nebst den Reliquien des hl. Sergius im 9. Jahrhundert über die Alpen brachte und der Abtei schenkte. Der Patronstag wurde am 7. Oktober, also in voller Herbstzeit gefeiert und war zugleich Zinstermin für die Klosterleute. Eine Statue des hl. Bacchus schmückte das Tympanon des nördlichen Seitenportals der Abteikirche. Im Mittelalter wanderte die Hälfte dieser Reliquien in den Prager Heiltumsschatz Kaiser Karls IV. ab. Der Kult des hl. Bacchus sank allmählich in Vergessenheit und machte dem des unheiligen heidnischen Weingottes Bacchus Platz. Fromme Hände bargen die Ueberreste seiner Reliquien in einem Bleikästchen mit dem Datum des 29. Septembers 1604, das 1933 bei Renovierungsarbeiten an den Türmen der Stiftskirche in einem Balken des Dachstuhls zum Vorschein kam und vom derzeitigen Stadtpfarrer ehrfürchtig wieder an den Fundort zurückgestellt worden ist (s. Alph. Bernard, Der Reliquienschatz der Abtei Weissenburg, in: Archiv f. els. Kirchengeschichte 12 (1937), 74 und 80).

In Weissenburg wurde auch die alte Prozession des Heiltums von Sankt Bacchus in den Herbsttagen durch einen geräuschvollen Umzug des Bacchus auf dem Weinwagen ersetzt. Die Kunde davon verdanken wir einem Weissenburger Kinde, dem Pfarrer Johannes Ringel (1805—1885), der uns in dem Herbstliedel «Der Baches kummt» eine prächtige Schilderung des Weissenburger Bacchusumzuges hinterlassen hat. Im 18. Jahrhundert waren am Ende der Weinlese in Weingegenden zur Feier des vollendeten Herbstes Umzüge Sitte geworden, bei denen ein fetter, dicker Knabe als Gott des Weines umhergeführt wurde. Im Oberland sass auf der letzten Fahrt des Herbstes neben dem reich gezierten Herbstmaien als Stellvertreter des Bacchus der sogenannte Herbstschmuerele. Der Maler F. Lix hat diese ländliche Szene in einem köstlichen Bilde des Colmarer Museums «Heimkehr der Winzer» verewigt.

Diese Umzüge habe ich in dieser Zeitschrift (1921, 53) behandelt. Weil es dabei nicht immer gesittet herging, verband sich mit dem Worte Baches der Begriff eines groben Menschen. Einzelnen Darstellern blieb der Hofname 's Bacheles.

Eine Prozessionsordnung aus dem Jahre 1757

Im Jahre 1757 stifteten die «gottesfürchtigen und tugendsamen» Eheleute Jakob Flory und Katharina Rose in Winkel aus besonderem Eifer, Liebe und Andacht zur allerseligsten Jungfrau Maria in ihrem Heimatsorte die Erzbruderschaft des heiligen Rosenkranzes. Nachdem der damalige Verweser der Pfarrei aus dem Orden der Cistercienser von Lützel, Pater Ludovicus Quiquerez, die erforderliche Erlaubnis des heiligen Vaters, des Generalobern, des Predigerobern in Rom, die Genehmigung des Bischofs von Basel und seines direkten Vorgesetzten des Abtes von Lützel eingeholt hatte, konnte am 18. Wintermonate des genannten Jahres die endgültige Gründung der Bruderschaft erfolgen. Nach einer genauen Angabe der Namen der Stifter, des Protectors, des Präses, der Präfekten, Assistenten, des Schreibers und der 12 Ratspersonen, der Himmelsträger, der Träger der Stäbe mit den Namen Jesu und Maria, der fünfzehn Geheimnisse, der Kreuze, Fahnen, Lampen etc. folgt eine äusserst interessante Prozessionsordnung, die wohl verdient, dass sie im Wortlaute wiedergegeben wird. Sie lautet nach dem im Pfarrarchiv Winkel aufbewahrten Bruderschaftsbuche:

1. Drey saubere Knaben mit dreyen Glöcklein.
 2. Der Fahnen der löblichen Gemeindt.
 3. Das Creutz ermelter Gemeinde.
 4. Die Knaben und jungen Gesellen.
 5. Das Creutz der Bruderschaft, so ein Knab tragt.
 6. Zween Knaben mit Laternen, welche neben dem Creutz gehen.
 7. Der weisse Fahnen des freudenreichen Rosenkranzes.
 8. Die kleinen Mägdlein und Jungfrauen mit Kränzen.
 9. Der Schild der Bruderschaft alleinig, so eine Jungfrau tragt.
 10. Zwo Mägdlein mit zweyen Lilgenblumen gerad vor dem Bildniss.
 11. Die Bildnuss der allerheiligsten Jungfrau von zwoen Jungfrauen auf ihren Schultern getragen.
 12. Die zwo Präfektissinnen mit ihren Schilden Jesu und Maria.
 13. Vier Jungfrauen, zwo beyderseits dem Bildniss mit brennenden weissen Kerzen und Herzschilden. (Zwischen den Herzen die Scepter.)
 14. Eine Jungfrau in der Mitten mit dem ersten weissen Geheimniss des freudenreichen Rosenkranzes.
 15. Zwo Jungfrauen mit weissen Blumensträussen, welche dem Geheimniss gleich folgen, ein wenig auf der Seite.
 16. Vier Jungfrauen mit den vier weissen Geheimnissen, davon zwo auf eine jede Seite, weit von einander.
 17. Eine Jungfrau mit dem ersten Geheimniss des schmerzhaften Rosenkranzes.
 18. Zwo Jungfrauen mit roten Blumensträussen in gleicher Ordnung der weissen.
 19. Vier Jungfrauen mit den vier roten Geheimnissen, zwo auf eine jede Seite.
 20. Eine Jungfrau mit dem ersten gelben Geheimniss des glorwürdigen Rosenkranzes.
 21. Zwo Jungfrauen mit gelben Blumensträussen, wie zuvor gesagt.
 22. Vier Jungfrauen mit den vier gelben Geheimnissen des glorwürdigen Rosenkranzes, wie oben steht.
- NB. Ist zu bemerken, dass alle diese Jungfrauen mit Kränzen, Cocarden, gemodelt Bändern, nach anständiger Farb, geziemend gezieret seyn.
23. Vier Chorales (?), welche die Litaney unserer lieben Frauen singen.
 24. Die übrigen Chorales, der Schul-Regent, Provisores und gegenwärtige Geistlichkeit.
 25. Der Präses und Pfarrherr unter einem Himmel, tragend das hochwürdige Sacrament.
 26. Vier bescheidene Männer, welche das Baldachin oder den Himmel tragen.
 27. Vier Knaben, welche neben dem Präses mit Lichtern oder Fackeln gehen.
 28. Auf das Hochwürdige folgen die zween Stifter mit ihren Fundationsschildern.
 29. Die zween Präfekten mit ihren Stäben, in dem einen der Namen Jesu und in dem anderen der Namen Maria ist.
 30. Die zween Assistenten und anderen Ratsverwandten mit brennenden Lichtern.
 31. Ein Knab, welcher den roten Fahnen des schmerzhaften Rosenkranzes trägt.
 32. Ein Mann in der Mitten mit dem ersten weissen Geheimniss.
 33. Vier Männer mit vier weissen Geheimnissen, wie oben gemeldet.
 34. Ein Mann allein mit dem ersten roten Geheimniss.
 35. Vier Männer mit den vier roten Geheimnissen.

36. Ein Mann mit dem ersten gelben Geheimniss.
37. Vier Männer mit den vier gelben Geheimnissen.
38. Die alte Bürgersleuth, Gescheidsmänner und übriges Mannsvolk.
39. Ein Knab mit der gelben Fahnen des glorwürdigsten Rosenkranzes.
40. Die zwo Präfektissinnen von den Weibern mit ihren Schildern Jesu und Maria.
41. Ein Weibsbild allein in der Mitte mit dem ersten weissen Geheimniss.
42. Vier Weiber mit den vier weissen Geheimnissen, zwo auf jeder Seite.
43. Ein Weibsbild mit dem ersten roten Geheimniss.
44. Vier Weiber mit den vier roten Geheimnissen.
45. Ein Weibsbild mit dem ersten gelben Geheimniss.
46. Vier Weiber mit vier gelben Geheimnissen.
47. Das andächtige Weibergeschlecht.

Allwo zu wissen, dass unverzüglich der heilige Rosenkranz oder Psalter Maria chorweiss von beyden Geschlechts gebetet wird.

Es seien auch zween erfahrene Männer, welche die Prozession oder Umgang in allmöglicher schöner Ordnung einrichten und erhalten.

Der Präses kann nach Belieben die Prozession vor- oder nachmittag anstellen und verordnen. . . Es steht ihm auch allein frey zu denjenigen zu ernennen, welche die Bildniss Maria, das Creutz, den Himmel, die Fahnen, die Laternen etc. tragen sollen. . .

All diejenigen, so in der Prozession etwas zu tragen haben und nicht darbey erscheinen, wofern sie nicht eine billige und anständige Entschuldigung der Abwesenheit dem Präsidi oder den zweyen Präfekten angeben, sollen allezeit für ein jedesmahl vier französisch zur Straf der Bruderschaft erlegen.»

Mitgeteilt von E. Wacker



G. M. Valentin In der Sebastianus-Kapelle bei Dambach

Das Blumental

Von Paul Stintzi

Reich sind unsere schönen Vogesen an Tälern, doch keines nennt der Volksmund Blumental als jenes, das bei Sulz sich öffnet und hinaufzieht zu den Hochweidgängen am Markstein und am Steinlebach. Blumental, — die ganze Pracht dieses Tales liegt eingeschlossen in seinem Namen. Ward er ihm, weil am Taleingang der Lenz alljährlich auf die Wiesen Tausende von Blumen streut und an sonnigem Hang Baum und Strauch brütlich schmückt? Oder weil bei St. Gangolfs altem Heiligtum im Mai die Kirschbäume weithin leuchten in ihrer schneeigen Pracht? Wie singt doch der Sänger des «Bölc henglökkchens», Carl Braun, so volkstümlich-wahr:

«Kennst du das Tal, das schöne Blumental?

Der Lenz erwacht: sieh, Blumen überall! . . .»

In reicher Fülle entfaltet die Schöpfung hier ihre Schönheiten. Liebliche Bilder stehen neben Szenen voll wilder Urwüchsigkeit. Bald webt das heimatische Tal ein Lied, innig und hauchzart, gleich einem lyrischen Gedicht, bald donnert ein Sang in brausendem Bergbach, im Sturmwind, der über die Höhen fährt, wuchtig als wie ein dramatisches Epos. Ein Nebeneinander, das sich prächtig ergänzt und zusammenklingt in einer Symphonie der Heimat. . . .

Und wohl in keinem Tal haben Kunst und Geschichte auf begrenztem Raum so viel Schönes, so viel Bleibendes gestaltet als bei uns im Blumental. Von altherrwürdiger Abtei und nicht minder tausendjährigem Stift erzählen die Kirchen von Murbach und Lautenbach. Was sie an kultureller Arbeit geleistet, das steht in vergilbten Urkunden und Dokumenten, das hat die Geschichte eingeschrieben mit goldenen Lettern, das bezeugt der wirtschaftliche Aufschwung des Tales, das wuchtet aus dem Boden, den sie urbar gemacht, mächtig empor zu sandstein-rosenen Münstern. Denn das sind Murbachs und Lautenbachs Kirchen: Münster romanischer Kunst. Mitten hineingestellt in das Grün der Talmatten, in das Dunkel der Wälder, in den Blauduft unserer Berge.

Erste Kulturstätten des Lauchtales waren Murbach und Lautenbach. Wohl heisst es, der Römer hätte am Taleingang eines seiner Kastelle gebaut, — Kastelberg so heisst die Höhe, und Name und Lage deuten auf den römischen Gebieter, — doch im Sturm der Völkerwanderung, die gerade über die Rheingegend hinweggebraust, war das alles ver-

nichtet worden. Eine lange, bange Nacht, bis Schottenmönche das Licht der Wahrheit in unser Waldtal trugen. Bergholz-Zell, die Gegend am «Bühel» (Bühl) und endlich das enge Tälchen des Murbaches sahen nacheinander ihre Einzelklausen. Aus ihnen erstand durch Pirmins Organisations-talent und durch die von ihm eingeführte Regel Sancti Benedicti das Kloster Murbach. Wird man je müde, Murbachs Grösse zu künden? Murbach wird mit dem Sundgaustift Lützel des Oberelsasses bedeutendste Abtei und monastische Kulturstätte. Sie schuf das Blumental. Ihre Benediktiner rodeten die Wälder, legten Sümpfe trocken, pflanzten an warmem Hang Gottes Geschenk, die Rebe, hegten und pflegten den Obstbau, führten die Viehzucht ein auf dem Mordfeld und Markstein. Und gründeten Gebweiler. Der Siedlung Mittelpunkt ein Hof, der dem künftigen Städtlein den Namen gegeben. Harte Arbeit, den Boden zu beackern, härtere noch, rauhe Herzen umzuwandeln, Gottes Samen zu streuen. Auf Hügeln bauten Murbachs Mönche die ersten Kapellen, dort, wo der heidnische Talbewohner früher seine Opfer dargebracht hatte. Und dann, als Gebweiler grösser geworden, als sich das Dörflein zum Flecken entwickelt, stellten sie mitten in das Gewirr der Häuser ein Gotteshaus. St. Leodegar, dem Schutzherrn Murbachs, ward die Kirche geweiht, ein Bau, wuchtig, überzeugend, ein Bekenntnis unerschütterlichen Glaubens. Herauswachsend aus dem Sandstein der Talberge. Mit Murbach und Lautenbach Dreiklang der Romanik in unserm Tal. Und doch wird der Rundbogen an Gebweilers Leodegarikirche hier und dort schon gebrochen, kündet ein neuer Stil sich an. Aus den mächtigen Quadern der Romanik schwingt die Gotik sich höher, nimmt die Seele mit zu gottverbundenem Gebet. Sie schuf das Chor an St. Leodegar, gab Gebweiler und dem Blumental die Dominikanerkirche, stellte an den Taleingang das Gotteshaus Sancti Mauritii zu Sulz.

Murbach war damals schon die weithin berühmte Abtei. Fürst nannte sich ihr Abt, zählte zu den Grossen des Reiches. Bis weit in die Schweiz reichte ihr Territorium, über den Bötzbberg ins Tal der Reuss, ins Luzerner Land, nach Alpnach an der See der Vierwaldstätte. Hinauf in den Sundgau, hinüber an den Rhein und ins Thurtal. Mächtiges Gebiet, wohlgeschützt durch feste Burgen. Da war der Hugstein, der den Eingang des Murbachtälchens



Murbach, Eingangsportal

sperre, dort sass auf steilem Felskopf der Hohrupf, beherrschte das Tal von Lautenbach und jenes von Murbach. Den Weg von der Ebene aus riegelte das wohlbewehrte Städtchen Wattweiler mit dem Hirtenstein ab, und jenseits des Belchenmassives, im Tal der Thur, trotzte der Wildenstein gegen Lothringens Pässe zu. Grosse Aehte haben weitblickend also Murbach geschützt. Hugo von Rothenburg und Berthold von Steinbrunn vor allem. Eine Glanzzeit der Abtei, deren Name weit die Grenzen der Oberrheingau überflog. Denkmal dieser Blüte: die Abteikirche. Man kann sie so oft schauen, immer wieder ist sie ein Epos. Immer wieder ist sie ein Erlebnis. Wohl weiss man, wenn man dem Murbächlein entgegen wandert, wie es sein wird: der Rahmen der Wälder und Berge, das Dunkel der Tannen, das Grün der Buchen. Mitten darin am Hang die Loretokapelle. Dann zwei Turmdächer. Sie verschwinden, steiler wird die Strasse, vor uns das Klostertor, daran der springende Hund, der Abtei berühmtes Wappen. Und dann: die Abteikirche. Das Eden unserer Berge. Das nie verklingende Lied. Murbachs Münster, immer dasselbe und immer neu. . . .

Jenseits des Hohrupfs ward Lautenbach, dessen erstes Kirchlein dem hl. Täufer geweiht war und wohl als Taufstätte diente, berühmt durch sein

Stift. Von Honau, dem rheinumspülten Schottenkloster im Unterland, kamen die ersten Mönche nach Lautenbach, brachten die Verehrung des hl. Michael mit, gründeten hier ein Kloster, das St. Benedikts Regel annahm. Augustiner Chorherren lösten sie später ab. In Lautenbach wuchs ein Münster in den Himmel, wuchtig in seinem Rundbogenstil, der vor einigen Jahren unter dem Verputz späterer Jahre in wunderbarer Frische wieder hervortrat und uns neu geschenkt ward. An Lautenbachs Stiftskirche bauten alle Kunstepochen, schuf die Gotik das einzig schöne Chorfenster, gestaltete die Renaissance lebloses Holz zu der wertvollsten Kanzel im Elsass, zu einem Werk der Skulptur, das immer wieder neue Feinheiten enthüllt. Die Barockkultur aber entfaltete ihr sonniges Geben in den Altären, vor allem im Hochaltar, auf dem die Liebfraue, die Schutzherrin des ehemaligen Stiftes, thront, umgeben von dem streitenden Erzengel und St. Gangolf, dem Ritter, dessen kleines Heiligtum an den Hängen des Bannstein zum Kirchspiel Lautenbach gehörte. Nur selten sind die elsässischen Gotteshäuser, in denen St. Gangolf Verehrung geniesst. Lautenbach ist Mittelpunkt dieses Kultes, der noch so manche Geheimnisse birgt. Droben auf den Matten am Bannstein steht der Brunnen mit dem Bild des Ritters und «grüsst die Pilger alle». Carl Braun hat gedeutet, was das Brünnelein murmelt von der schwarzen Hand: hat Lug und Trug verraten. An die Sitte der Gottesgerichte erinnert die Legende «von dem Händchen weiss», das die meineidige Frau schwörend ins Wasser getaucht und das verbrüht war. In der Kapelle nebenan erzählen Fresken eines mittelalterlichen Malers von des Heiligen vorbildlichem Wandel. St. Gangolf ist über alle Zeiten mit dem Blumental verbunden geblieben. Alljährlich pilgern die Scharen im Maienmond zu seinem kleinen Heiligtum, empfehlen ihm, dem «Eisheiligen», Flur und Rebhang. Echtes Volksleben ist's, das sich an jenem Tag hier entfaltet; wie auch an andern Kapellen früher, so verbindet sich bei St. Gangolf noch heute ein kleiner Markt, der «Käuzemarkt». Volkskultur wuchs noch immer am kräftigsten auf dem Boden der Religion.

Dürfen wir aus Lautenbach scheiden, ohne an des Stifters Beziehungen zu Beromünster zu erinnern, ohne des grossen Manegold zu gedenken, dem die Geschichte den Namen des Stiftes Lautenbach beigefügt? Wie ein Fels stand er im Wogen und Branden des Investitorkampfes. Verteidigte er der Kirche Recht und Freiheit gegen kaiserlichen Machthunger. Leid brach über Stift und Dorf



Leodegariuskirche in Gebweiler

herein: Heinrichs IV. Getreue warfen den Brand in das stille Tal der oberen Lauch, und Manegold musste flüchtig gehen. Ass jahrelang das Brot der Fremde. Bis bessere Tage kamen. Bis die Heimat ihn wiederaufnehmen durfte zu neuem Wirken im Stifte Marbach und zu seligem Sterben. Lautenbachs Stolz sein Münster. Und wuchtig wie dieses Credo der Kämpe Manegold.

Aus den Wirren des entzweierenden Investiturstreites erstand, alles überwindend, die Blütezeit des Mittelalters. Sie lebt in Gebweilers Dominikanerkirche. Anno 1294 liessen sich des heil. Dominikus Jünger mit der Gunst der Abtei Murbach hier nieder. 1312 legten sie den Grundstein zur Kirche. Nicht gewaltig sollte sie werden wie St. Leodegars Bau; fein sollten die Pfeiler emporstreben, losgelöst von allem Erdhaften, — Vogesentannen gleich. 1339 war die Kirche vollendet. Gottes Lob ward hier gesungen, stieg höher als der kunstvolle Lettner, höher als die Skulpturen der Chorfenster. Und für die Seelenruhe der adligen Wohltäter ward hier gebetet, bis die Revolution Kloster und Kirche schloss. Wie ein erschütterndes Vanitas vanitatum schauen die Gedenkschriften der ersten Waldner von Freundstein und der Anna von Eptingen auf das Markttreiben, das die Kirche leider schon lange durchlärmte. Und schweren Herzens sieht man die Fresken verblassen, die ehemals selbst die Pfeiler bedeckten, sieht man das Fresko «Die hl. Katharina von Siena erwählt die Dornenkrone», das in die glanzvolle Zeit eines Schongauer zurückgeht. Mystik atmet das Werk; mystisches Leben erdachte den gotischen Kreuzgang im alten Kloster neben der Kirche und die wundersam stillen Kapellen im heutigen Spital. Schreitet dort nicht Dr. Kreutzer, der grosse Dominikaner-Reorganisator, betend und betrachtend durch den Kreuzgang? Blättert nicht in jenem verlorenen Winkel Seraphin Dietler in seiner Chronik, holt sich nicht im heimeligen Heiligtum ein junger Gebweiler, der spätere Priester Märtyrer Thomas, den Mut zum alles opfernden Glaubensbekenntnis? . . .

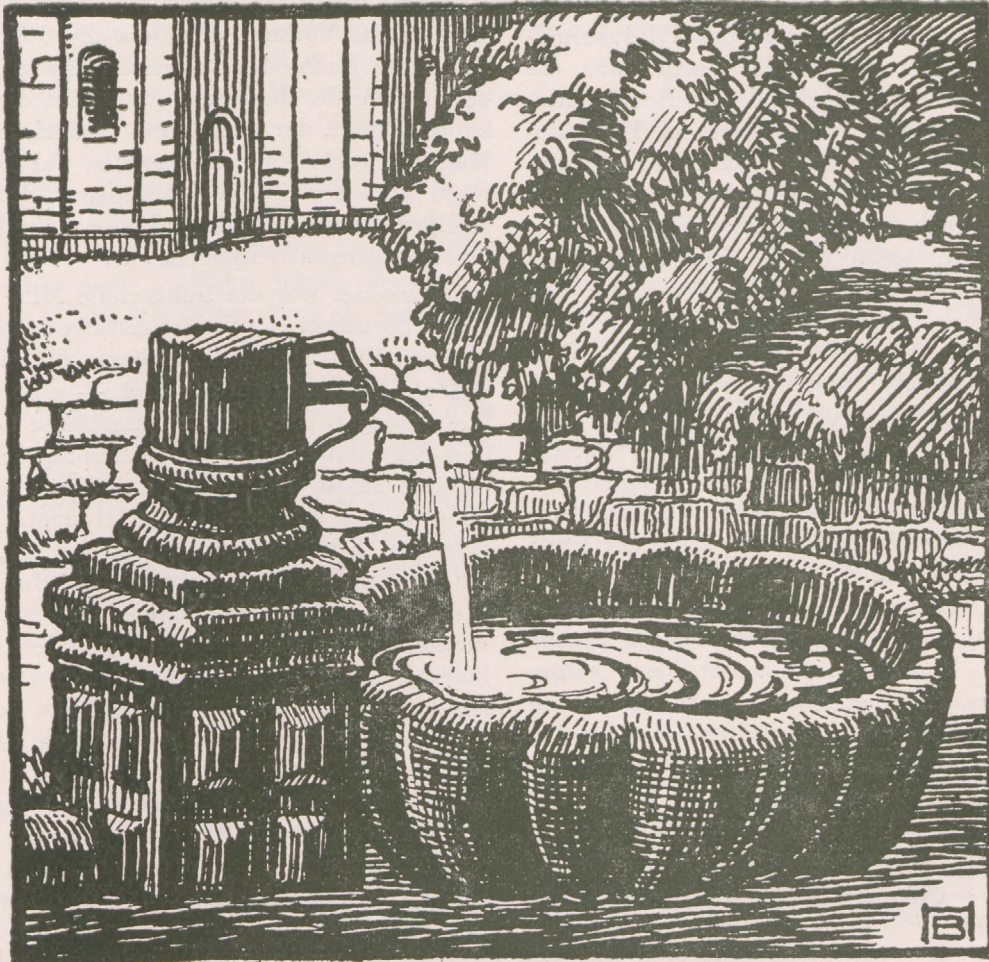
An die Dominikanerinnen vom Kloster Porta Angelica, Engelpforten, erinnert leider nichts mehr. Und doch hatte auch dieses Stift seine grossen Zeiten, stand es mit Unterlinden und Schönensteinbach in Verbindung. Auch Engelpforten hoben die Revolutionsdekrete auf, bereiteten ihm das Schicksal der Versteigerung, des Abbruchs. Wo ehemals Gottes Lob gesungen war, surrten fünfzig Jahre später die Räder der aufblühenden Gebweiler Industrie, steht heute, just ein Jahrhundert nach dem Verschwinden der Klosterkirche, eine Fabrik —

leer, tot, wohl für immer. Engelpforten, — draussen in der Friedhofskapelle «Maria Helfenbein» sieht man noch Altäre aus dem einstigen Dominikanerinnenkloster von Gebweiler.

Nicht nur in der Dominikanerkirche lebt ein Stück Mittelalter weiter. Derselbe Geist baute am Taleingang die Sulzer Kirche nach den gotischen Kunstideen, ein Gotteshaus, würdig des einst strassburgisch-bischöflichen Fleckens. Klöster und Edelleute hatten in Sulz Besitz und Recht. Lieu-Croissant, das Priorat im Doubstal, und die Johanniter, denen später noch die Komturei Friesen im Largtal gehörte, Marbach und Feldbach, Lützel und Basler Klöster. In behäbigen Landschlössern lebte der Adel, wohnten schon früh die Waldner und die Anthès, bis man sie zur grossen Ruhe brachte in St. Mauritius halbdunkler Kirche. Gebweiler hatte auch seine Schlösser, den Hungerstein und Schloss Angreth. Nur dieses hat die Jahrhunderte überdauert, hat aber alles Gepräge vergangener Zeiten verloren.

Sie gehen noch mit uns, wenn wir in Höfe abgelegener Gassen treten und vor massiven Treppentürmen oder zierlichen Erkern stehen. Gebweiler und Sulz sind nicht arm an solchen Bauten, an Torbogen und Türstürzen, über denen ein Wappen oder eine Jahreszahl Geschichte zu erzählen wissen. An Häusern mit dreigeteilten Fenstern, an einer kleinen Heiligenstatue, die frommer Sinn gestellt hat an das traute Heim. Gebweilers schönstes Haus ist zweifelsohne das spätgotische Rathaus mit seinem fein gearbeiteten Erker. Und wer gern vergangenen Zeiten nachsinnt, der nehme den Rundweg um den Flecken Sulz, beim Schloss Bucheneck vorbei, an epheumrankten Stadtmauern, und lasse das Vergangene lebendig werden: den verzweifelten Ansturm der «Engländer», der den Sulzern einen gelungenen Spottnamen, den Sulzer Frauen aber ob ihrer Tapferkeit die Ehrenseite in dem Gotteshaus gebracht hat.

Ja, böse Tage sah schon unser Tal. In Gebweilers Leodegarikirche erzählen die Strickleitern von dem Ueberfall des Städtchens durch die Armagnaken in dunkler Februarnacht 1445 und von dem wunderbaren Schutz der Liebfraue und des hl. Valentin. Das Fest des Heiligen fortan feierlich zu begehen, gelobte der Rat der Stadt. Gebweilers Gläubige sind dem Verspruch treu geblieben, haben dem Märtyrerbischof und der helfenden Gottesmutter einen Altar errichtet, ein Ex Voto in den Nöten des Weltkriegs, und alljährlich am Valentinsabend singt das fromme Volk von «Maria Valentin», das religiös-volkhafte Danklied. . .



Henrichs

Murbach, Alter Klosterbrunnen

Furchtbare Heimsuchungen in der Folgezeit. Der schwarze Tod, der in Geschichte und Sage weiterlebt, der Bauernaufstand (1525), der den Klöstern in Gebweiler viel Weh, den Zünften hier und in Sulz, nach der Niederwerfung der Unruhen, manche Unannehmlichkeiten brachte. Und dann das dreissigjährige Morden (1618—48) mit seinen endlosen Durchzügen raubender Heere, mit seinen Drangsalen, seinem Hunger, seinen Seuchen, seinem Sengen und Brennen, seinen himmelschreienden Untaten. Arm ward da unser Tal, vor Trümmern stand der Mensch, neu musste wieder gebaut werden.

Kapuziner rief man nach Sulz zu des Volkes Unterweisung. Neues kulturelles Leben setzte ein. Murbach baute, ganz im Stil jener Zeit, die Loreto-kapelle, gab damit der hier stets gepflegten Verehrung der Gottesmutter, — stand doch im Frühmittelalter hinter der Abteikirche noch eine Liebfrauenkirche, — einen neuen Impuls. Der Corneli-

Kult, dessen Mittelpunkt seit Jahrhunderten Murbach war, erhielt einen neuen Aufschwung. Gern pilgerte das gläubige Volk zur Maria Helfenbeinkapelle oder zum damals zu neuer Grösse sich entwickelnden Thierenbach. Ruhe und Ordnung kehrten wieder in das schwer geprüfte Land. Das Handwerk, das in Sulz und in Gebweiler schon im Mittelalter eine Macht gewesen, erholte sich wiederum von den Rückschlägen böser Tage. Lautenbachs Stift gab so vielen Waldarbeitern Verdienst, und Brot stand an der Wiege Sengerns und Linthals. Und die Dominikanerschule in Gebweiler erfreute sich eines nicht unbedeutenden Namens.

Nur Murbach, die altehrwürdige Abtei, sah ihren Niedergang. Nicht religiöser Art. Noch immer war sie die grosse Benediktinerniederlassung. Aber sie krankte an den Kommenden, ihr fehlte das erneuernde Jungblut durch den zu starren Charakter der adligen Abtei, die nur Edelsöhne unter ihre Mönche aufnahm. Das war schuld an dem lang-

samen Niedergang, der durch die Verwüstungen der Abteigüter während der Kriege des 17. Jahrhunderts noch beschleunigt wurde. Vorbei war die Glanzzeit des Humanismus und der Renaissance, die ihren Vertreter gefunden hatte in Bartholomäus von Andlau, dem grossen, später arg verleumdeten Abt, in Beziehungen der Abtei zu den Meistern der Kunst am Oberrhein, zu Isenheims Antonierpräceptoren, denen wir das Gewaltigste der Malerei auf elsässischem Boden verdanken, den Isenheimer Altar. Vorbei jene Glanzepoche derer von Andlau, von denen der eine, Peter, aus dem nahen Lautenbach als Stiftsherr fortzog nach Basel, um der dortigen Universität Vizekanzler zu werden. Vorbei, — aus dem engen, stillen Vogesen-tälchen wanderten die Benediktiner aus nach Gebweiler, Murbachs Abtei lebte weiter in einem Ritterstift und in der Liebfrauenkirche, die der letzte Abt von Murbach und der erste des neuen Stiftes, Kasimir von Rathsamhausen, erbaute (1785). Ein Dom, in den Licht und Sonne fluten, der Freude schenkt und Aufwärtssinn weckt, ein «Opus grande», wie es über dem Portale steht, eine Gross-tat, nicht für Menschen geschaffen, sondern für Gott. Ihm das Schönste der Skulptur, Ihm die ausgearbeiteten Kapitäle, Ihm die feinen Chorstühle mit der Blumenfülle, mit den kunstvollen Medail-lons-Szenen, Ihm die «Himmelfahrt Mariens», die schwebenden Engel, die jauchzenden seligen Geister, die Himmel und Erde verbinden. Meister der Baukunst hatte Kasimir gefunden, einen Benque, einen Ritter, und eine Familie, der die Bildhauer-kunst im Blute lag, die Sporer. So vermählt sich in Gebweilers Liebfraudom französisches mit süd-deutschem Barock zu einem Werk, das wohl in seinen Türmen unvollendet geblieben, — ein Torso, aber ein Torso von klassischer Schönheit.

Wenige Jahre später brachte die Revolution das Ende des Stiftes und damit der Abtei Murbach, einer über tausendjährigen Geschichte. Die Herrschaftsrechte und Territorien verschwanden; neu gestaltete sich das Gemeinwesen, der Staat trat an die Stelle der ehemaligen Gebieter, die Industrie- und Finanzmächte lösten den alten Adel ab. Das brachte eine völlige Wandlung unseres Tales. Die Mühlen längs der Lauch wichen in Gebweiler den Fabriken. Hier, in Sulz, in Bühl, später in Lautenbach, spien mächtige Schlotte Qualm und Rauch, veränderten das Landschaftsbild. Die Siedlungen weiteten sich, vom flachen Land kamen die Arbeitskräfte, suchten hier Arbeit, liessen sich hier nieder. So entstanden des Tales Industriezentren, so wuchs neben den Alteingesessenen ein neuer

Volksteil heran, oft entwurzelt, oft verproletari-siert. Dem Verkehr erschloss die 1870 eröffnete Bahnlinie Bollweiler-Gebweiler, die später weiter-geführt wurde, das Blumental. Und die Industrie kannte Zeiten der Hochblüte, — doch auch das ist längstens vorbei, und so mancher Fabrik erging es nicht anders als dem gebrochenen Sitz der ehe-maligen Edelleute. Sie sind nur mehr Denkmäler einer vergangenen Epoche. . . .

Gebweiler war der industrielle Mittelpunkt des Tales. So dünkt es uns fast selbstverständlich, dass hier ein Riggenbach, der Erbauer der ersten Zahnradbahn, — jener auf die Rigi, — geboren ist, dass Kreutzberger, der spätere Mitarbeiter der Waffen- und Schreibmaschinenfabrik Remington, ein Sohn Gebweilers ist. Erfinder auf industriellem Gebiet nannten das Blumental ihre Heimat. Aber auch Künstler. Ein Deck, der Altmeister der Keramik, ein Weckerlin, der Zeichner und Maler, der das Ideal der «Nazarener-Schule» zu verwirklichen suchte, ein Stockhausen und der andere Weckerlin, beide Diener der edlen Frau Musica. Denn Gebweiler genoss den Ruf einer Musikstadt. Schon allein der Name eines Kienzl genügt, um diese Zeiten wachzurufen. Und noch heute finden hier Musik und Gesang sorgliche Pflege. Sulz hingegen ward die Heimat Gassers, der auch fern des Städtchens sich liebevoll in dessen Vergangenheit versenkte. Er wurde des Fleckens Sulz Historiker, wie der Bergholzer Pfarrer Gatrio uns die Geschichte der Abtei Murbach in doppelbändigem Werk schenkte. Des Tales altehrwürdige Legenden aber sammelte Carl Braun, und was ihm der Bergwald zugerant, das sang er wieder in seinem «Bölehenglöckchen».

Von alten Zeiten und von des Blumentales Pracht. Wie treue Hüter stehen um das Tal die Gipfel, die Vorberge vom Grosskopf zum Hohrupf, vom Oberlinger zum Dornsil. Und darüber hin die beiden Belchen, der Grosse hier, der Kleine dort, und Markstein und Oberlauchen und Hilsenfirst und Kahler Wasen. Sonnendurchglühte Rebhalden, wogende Wälder, köstliche Weidgänge. Fernblicke bis hinauf zu den silbernen Firnen der Alpen. Sattelwege führen in die Nachbarstäler, der Bannstein hinüber ins friedliche Talbecken von Winzfelden-Sulzmatt, der Pass am Bildstöckle ins reizvolle Tälchen des Rimbach. Im Bergfrieden liegen still und verträumt Belchen- und Lauchensee, und ihre leis ans Ufer plätschernden Wellen erzählen dem lauschenden Sonntagskind von dem goldenen Wagen, der tief drunten liegt und den noch keiner gehoben. Und vom harten Geizhals, der die schönste Matte der armen Witwe abstahl und den Gottes

Strafe schlug: zum See wurde das Feld, verschlang alles, Erntewagen und Frevler. In felsigen Schluchten, am Seebach und in der «Hölle» und am Lauchen, schäumt und gischtet und jauchzt das Wasser in tollem Bergabwärtsspringen, — fährt gar der Sturm durch die Tannen ringsum, so meint man schier, der wilde Jäger, der Freischütz, — wie sie ihn in Sulz nennen, — brause fluchend und polternd durch die Lüfte. Althehrwürdige Sagen, Volksgut, das immer mehr versinkt. Schatz, der tief in der Volksseele ruht, köstlicher noch als jener, den der Dornsil birgt. . .

Und droben auf den Weidgängen lebt das Völklein der Kobolde, der Bergmännchen. Auf dem Kohlschlag und auf dem Mordfeld. Sind helfende, dienende Geister. Hüten in langen, bangen Wintermonden die wetterumtosten Hütten auf dem Berg. Lohnen fürstlich den getreuen Melkerburschen, bringen Glück und Segen jedem, der im weidenden Vieh und im blühenden Bergveilchen auch ein Stück Schöpfung sieht und achtet. So lebt die Sage

seit langer Zeit von den guten Bergmännlein. Auf dem Kleinen Belchen aber ward Erlösung einem ob schwerer Untat ruhelos geisternden Armen durch die barmherzige Liebe eines mutvollen und unschuldigen Bergkindes. Berge machen gut und bringen jeden dem Himmel näher, der in ihnen Gottes herrliche Gabe sieht. . .

Und so wandern auch wir bergwärts. Hinauf über das Tal. Atmen die reine Luft, liegen droben irgendwo im duftenden Almgras. Uns zu Füßen die Heimat. Und hören von fernher Glocken. Als kämen sie aus versunkenen Städten. Glocken des heimatlichen Tales. Die althehrwürdige von Sulz? Jene von Gebweiler? Von Lautenbachs Stiftskirche, aus Murbachs Abtei? Wer löst uns das Rätselfragen! Aus der Tiefe schwebt ihr Klang empor, ein wundersamer Choral. Ein Danken und Bitten zugleich. Ein Vermählen des Gestern und des Morgen. Also aber heisst der Sang: Schütz dich Gott, mein Blumental! . . .



H. Bacher

Ruine Hugstein bei Gebweiler

Der bäuerliche Backofen

Es wurden früher auf dem Lande von einer zukünftigen Bauersfrau unbedingt zwei hochwichtige Fertigkeiten und Eigenschaften verlangt, ohne die sie einfach nicht befähigt gewesen wäre, einem bäuerlichen Hauswesen vorzustehen. Das war das Melken und das Brotbacken. Wer das nicht konnte und verstand, brauchte gar nicht daran zu denken, jemals als tüchtige Bäuerin betrachtet zu werden. Sie konnten's aber alle, die pausbackigen Bauernmädchen, alle ohne Ausnahme, und sie setzten ihren Stolz darin, schon in frühester Jugend tüchtige Helferinnen und gelehrige Schülerinnen in diesen Fächern zu sein. Die Augen der Mütter glänzten vor Freude, wenn sie erzählen konnten, dass ihre Töchter schon ganz allein gebacken hätten.

Bei der Wichtigkeit dieser Arbeit ist es begreiflich, dass dem Backofen immer eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt wurde. Die Backofenkünstler unter den Maurern waren bald bekannt, und man holte sie oft von weit her, um die Gewissheit zu haben, bei einer nötig gewordenen Erneuerung einen guten Ofen gebaut zu bekommen. Nicht nur die Bauart spielte dabei eine Rolle, auch das verwendete Material wurde einer sorgfältigen Prüfung unterzogen, und wer konnte die Auswahl besser treffen, als eben der anerkannte Fachmann im Backofenbau!

Bei dem umfangreichen Platz, der für einen Backofen nötig war, war es natürlich ausgeschlossen, den Bau im Hause selbst errichten zu lassen; man richtete es darum so ein, dass das Türchen des-

selben wohl in die Küchenkammer kam, der klotzige Ofenbauch aber ausserhalb des Hauses aufgeführt wurde. An ältern Wohnungen sind diese kleinen Anbauten, auf den Dörfern überall, zu sehen. Dem fremden Besucher unserer Heimat sind sie sicher schon aufgefallen, und wohl mancher hat sich gefragt, was es damit für ein Bewenden hat. An einen Backofen denken die meisten nicht.

Oft ist das kleine Häuschen mit Ziegeln gedeckt; meistens sorgt aber nur ein runder Lehmüberwurf für Ablauf des Regens, der dann, wie die Hauswand, weiss gestrichen ist. Der zur ebenen Erde sich befindliche Leerraum unter dem kleinen Bauwerk wird gewöhnlich zur Aufbewahrung der Gartengeräte benutzt, oder wenn der Backofen in den Hof hineinreicht, dient er auch zur nichtstörenden Unterkunft von nicht zu oft gebrauchtem Handwerkszeug. Gar manchmal kann man einem suchenden Hausgenossen den Ausspruch zurufen hören: «Lüeg doch a mol unterm Backofe!»

Heute ist die Wichtigkeit des bäuerlichen Backofens nicht mehr in Geltung wie früher, es wird bei der Auswahl der jungen Bäuerinnen nicht mehr so viel Wert auf die Fertigkeit und Gewandtheit in der Backkunst gelegt. Das alte, gute Bauernbrot kommt mehr und mehr aus der Mode, und somit erübrigt sich auch die Anlage eines Hausbackofens. Mit dem Backofenhäuschen an unsern Bauernhäusern verschwindet wieder ein Stück altelsässischen Bauerntums, das jeder Freund der Heimat aufrichtig bedauern muss.

Ernest Schmitt

Summerowe uf'm Dorf

Owelittle waje,
Wisse Welkle schwawe,
Lislig plaidert d'Ill.

Kleine Kinder spiele,
Grossi Lit tüen rüeje
Vor de Hiser still.

Maiete vor de Fanschter,
Vegele in de Naschter,
Alles schlofe will.

G. Zink

Das Strassburger Münster und die junge Generation

Zwei Kapitel aus dem demnächst erscheinenden Roman «Wir schliessen den Ring»

Von Claus Wickram

Das Münster und die Liebe zur Heimat

Froh und glücklich war Arnold in diesen Tagen. Hohe Flammen warf Sylvias Liebe in ihn, und sein Leben war ihm wie ein schöner Traum. An einem Nachmittag, als die beiden durch die Altstadt gingen, kamen sie ans Münster.

«Nie», sagte Arnold, «kann ich an diesem Gotteshaus vorbeigehen, ohne dem Bauwerk einen langen Blick zu widmen und seine Grösse, seine gewaltige Erhabenheit auf mich wirken zu lassen!»

«Dieser rote Sandstein, diese wunderbare Fassade! Die Sonne singt sich in sie hinein, dass sie errötet und erglüht! Wie zu ganz grosser Liebe!»

Sie traten durch das Seitenportal ein. Halbgedämpft spielte die kleine Orgel, und die Verse der Psalmen, die aus dem Chor drangen, waren rasch vom Dunkel verschlungen, das weit und hoch im Raum hing. Es war in der ganzen Halle so sonderbar: matt und tot lagen die Farben in den Fenstern, das Weiss allein drang hervor; keine Bewegung ging durch die Figuren. Wie Urwaldriesen standen im Dämmerdunkel die dicken Säulenbündel, strebten in einer Wucht empor, und die Rippen wölbten sich zur Höhe des Schiffes und zu den Nebenseiten hin. Die steingewordene Seele des Mittelalters schien unter den psalmodierenden Tönen eingeschlafen zu sein.

Doch nein, von oben fiel eine breite Bahn goldenen Lichtes in das Herz des Schiffes. Dort leuchtete die grosse Rose. Aus dem im Schatten schwarzen Steine schälte sie sich heraus.

«Eine Sonne!» rief Sylvia überrascht aus. «Fein, dünn, wie rasche Musik schiessen die Strahlen zum Rande. Im Kreise ziehen die Regenbogenfarben, bis sie sich alle in dieses weite, satte Gold hinüberfinden. Das strahlt wohltuend herab, strahlt in die Menschheit hinein. Liebeshertz! Gotteshertz! Licht, Licht, nur Licht!»

Die beiden standen eine Weile schweigend, wie im Gebet, dann zog Arnold das Mädchen mit sich fort und sprach leise: «Komm, dieses Licht wollen wir einfangen, wir wollen emporsteigen zur Plattform und es in uns strahlen lassen!»

Sie stiegen die enge Stiege empor, und ihr Blick fiel durch die schmalen Fenster auf die vielen Steinfiguren.

«Die alten Bildhauer», meinte Arnold, «wussten, warum sie die ungeheuerlichen Gestalten, diese Wasserspeier mit den furchtbaren Gesichtern, diese Tiere mit den erschreckenden Fratzen an die warmdurchhauchten Harmonien der Kathedralen setzten.»

«Ja, sie wussten, dass es Ungeheuer gibt. In allen Gestalten, mit allen Gesichtern. Sie legten einen sehr tiefen und sehr menschlichen Sinn in ihre grotesken Schöpfungen. Nicht die Tiere im Walde, die Löwen oder Tiger aus dem fernen Orient sind die gefährlichsten, die reissendsten. Andere sind uns näher. Sie gehen herum, fein angezogen, sehr manierlich und sehr galant.»

«Doch wehe, wenn ihr wahres Gesicht zum Vorschein kommt! Dann ist es so schrecklich wie die Fratze der Chimären.»

«Und die Alten wussten, dass diese Ungeheuer allen Zeiten angehören. Auch für die unsere sind sie gemacht. Kennst du sie? Da ist die Lüge, die Falschheit, der Verrat, da ist der Brudermord, oh, es braucht nicht mit dem spitzen Messer zu sein, da ist der Teufel unter allen denkbaren Gestalten des Bösen. Arnold, schau! Die Chimären am Münster sprechen. Sie alle sprechen und leben. Warum eilen die Menschen drunten immer so rasch an ihnen vorbei?»

Die Steine des gewaltigen Baues schienen zu klingen, ihr Rot erstrahlte, Sonne flutete über die beiden, als sie die Plattform betraten. Und der wunderbarste Blick bot sich ihnen. Sylvia jubelte auf wie ein Kind.

Die Ferne war in einem weichen Dunst verschwommen, doch konnte man gut das Gebirge erkennen. Zu Füssen des gewaltigen Baues dehnte sich die Stadt aus, und bot ihr immer neues Bild dar: die alten Viertel und Häuser sind aneinandergeschmiegt und ineinandergeschoben, vielverzweigte Gassen drängen sich zu Plätzen hin, die Staden schlängeln sich am hellen Spiegel der Ill entlang, von Bäumen grün besäumt. Dann nehmen behaglich die neuen Viertel mit breiten Alleeen ihren Platz ein, und rauchspeiende Industrieanlagen in grosser Zahl blicken mit finsternen Augen herauf, mit langen Fangarmen zieht die Stadt die betriebsamen Vororte an sich. «Aber weiterhin sind die Häuser versprengt, wie junge Hühnchen im

Grünen», sagte Sylvia, «und Feld, Wiese, Wald bilden einen weiten Kreis. Dort glänzt der Rhein, ein schmales Silberband voll Leben, reicher Vergangenheit und Poesie».

«Wie wundervoll!» sprach Arnold, «Ringe des Lebens kann man runden vom Herzen der Stadt, dem Münster ausgehend, und dann immer neue darum legen. Fluten von Leben branden ineinander, der Felder Atem dringt bis hierher. Siehst du dort den Glöckelsberg mit seinem alten Turm, den Wachtposten mitten in der Ebene? Und dahinter wächst der Odilienberg herauf, ganz in sammetweiches Blau gehüllt. Die Felder laufen in die Kreuz und Quer, grün, gelb oder braun, Dorf reiht sich an Dorf, und die Kirchtürme grüssen den Münstersturm, sie huldigen ihm und blicken in Freud und Leid zu ihm hin.»

«O dieses Land, es ist so schön! Und doch in nichts ausserordentlich. Nur für unsere Seelen Nahrung und Erfrischung. Unserer Väter Boden, unser Blut! Einen Sang der Schönheit möchte ich dichten für dich mein Land unter mir!»

«O dieser Blick! Alle Menschen des Elsass sollten ihn in sich aufnehmen und mit ihm Vertrauen und Kraft in sich schöpfen.»

«Hier, hier fühle ich mit Allmacht die Heimat. Sie pocht innig an mein Herz.»

«Sie strahlt ihre Kraft in mich hinein. Ich gehöre ihr! Ich gehöre dir!»

«Arnold, ein Gebet möchte man von hier aus zu Gott senden und einen Ruf der Güte und der Liebe an alle Menschen in der ganzen Welt richten. Hier ist die Erfüllung, das Wunder!»

«O mein Lieb, wie du mich emporreissest, mich emporwirfst! Ich fühle, wie dein Blick und dein Sehen die meinen werden, wie ich mit deinen Gedanken die Heimat denke, mit deiner Seele sie fühle. Sylvia, in deinem Herzen ist die Heimat!»

Sylvia stand an der Brüstung; ihre Hand lag in Arnolds Hand. Hinter ihnen wuchs der Turm, der schlanke, durchbrochene, wundervoll rotleuchtend in schwindelerregende Höhe. Arnold fühlte den Druck von Sylvias Hand, und er lächelte ihr glückselig zu:

«O du mein Lieb, du bist gross und rein, und voller Reichtum ist deine Schönheit!»

Das Münster, Symbol des Aufbaus

Wenige Tage später stand Arnold mit Ernst, einem zwölfjährigen Buben aus seiner Verwandtschaft, vor dem Strassburger Münster. Er erklärte dem aufgeweckten Jungen, den er gern hatte, die Baugeschichte und die verschiedenen Teile des

Gotteshauses. Morgensonne wob ihr frisches, ein wenig nebliges Licht um das Langhaus, vergoldete die Spitzen, Türmchen, Statuen und Strebebogen. Tauben flogen umher, kühl wehte der Wind, und etwas wie eine weiche, innige Harmonie umgab das Münster. Aber als Arnold dem Knaben die Fassade erklärte, dieses massive und doch feine, hochaufsteigende, mit Urkraft den Geist zur Höhe ziehende Werk, das sich fortsetzt schlanklinig im spitzen, wolkennahen Turm, als sie miteinander emporblickten ins Herz der Rose, da überkam Arnold wieder der tiefe Blick, der aufwärtsreissende Gedanke, dem er sich nicht entziehen konnte, und mehr für sich als für den Knaben sprach er:

«Dieses hochragende Münster! Jahrhundertlang baute christlicher Geist an dem Kunstwerk, und heute steht es einheitlich und gewaltig da. Und doch, Erwin hatte es sich ganz anders gedacht mit den beiden spitzen, säulengleichen Türmen, die das Lob Gottes künden sollten. Er konnte das Werk nicht zu Ende führen. Die Mittel reichten nicht aus, ein neuer Plan wollte die Türme in der Höhe der Plattform und das Mittelwerk über der Rose abschliessen. Wäre es nicht herrlich gewesen? Wieder drang eine andere Ansicht durch: man füllte das Mittelstück auf, und hoffte, das Ganze werde gross und reich wirken wie die Fassaden berühmter italienischer Kirchen. Doch damit gaben sich die Strassburger wieder nicht zufrieden, einen herrlich hohen Turm wollten sie haben, und von neuem wurde die Arbeit in Angriff genommen und eifrig gefördert, bis endlich die Krone sich zusammenfügte. Und trotz der vielen Aenderungen und des öfteren Stillstandes macht das Ganze heute einen so wirkungsvollen, einheitlichen und überwältigenden Eindruck, dem die grössten Geister der Menschheit ihre Bewunderung nicht versagen konnten.

«Diese Schönheit des Münsters! Am Morgen, wenn es den Schleiern der Nacht entsteigt und immer höher wächst, abends, wenn die Sonne ihre Glut darauf verhaucht und den ganzen Bau wunderbar erröten lässt, und mittags, wenn ihre Wärme darauf sachte einschläft, und sommers und winters, nie kann man des Münsters Schönheit genug besingen, und immer wieder zieht es den Blick von überallher auf sich. Und jede Figur, jede Skulptur singt auf, das Münster ist ein gewaltiges Buch, wundervolle Musik, Worte genügen nicht mehr!

«Für uns Elsässer aber ist das Münster mehr als nur bewundernswert, es ist der Ausdruck, das Symbol unseres Seins, unseres Lebens! Woher kommt mir diese Idee? Wir auch sollen Münster sein, un-



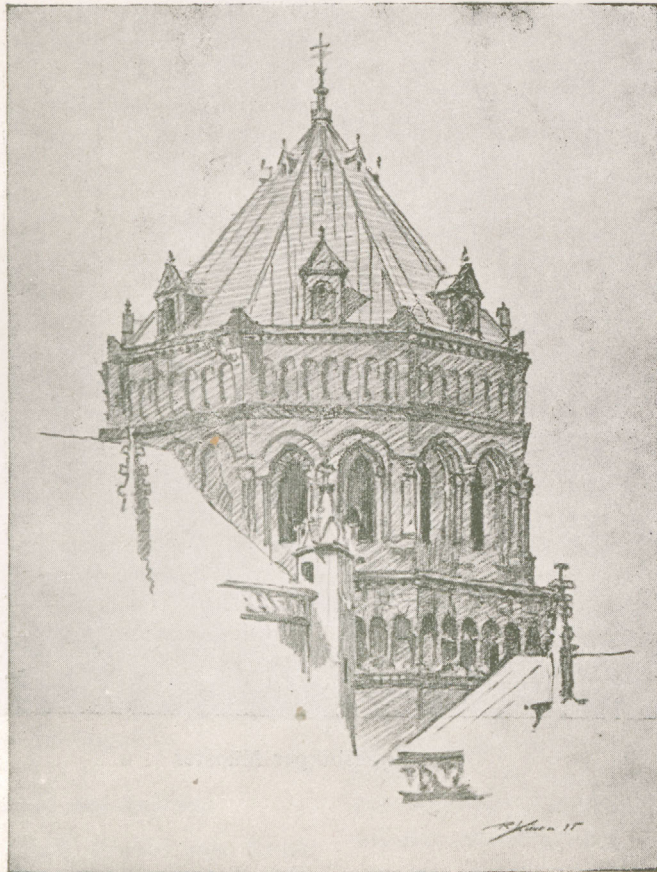
Das Strassburger Münster

ser Inneres nach ihm formen, daraus ein Kunstwerk erstehen lassen mit Statuen, singenden Linien und herrlichen Rosen. Mit dem Blick in die Weite, mit dem fliessenden Rhein in alle Länder, mit dem Willen der Zusammenarbeit und des Aufbaus, der Schönheit und Liebe, des Strebens zu allem Grossen und Edlen. Das Münster ist unser allgewaltiges Vorbild! — — Gelt, mein lieber Junge, das verstehst du nicht, ich sprach auch mehr für mich selbst.»

«Das macht nichts, Arnold, ich hörte dir gerne zu, und etwas werde ich wohl auch davon behalten.»

«Doch, Ernst, du verstehst schon ein wenig. Vor uns liegt so vieles. Wir arbeiten am Elsass und an seiner Seele. Werden wir etwas fertig bringen? Etwas vielleicht! Aber unser Ziel werden wir nicht erreichen. Wir müssen Euch, den ganz Jungen, und den kommenden Geschlechtern etwas zu tun übrig

lassen, nicht wahr? Drum denke dran: Wir sind stets am Bauen, und unser Plan ist nichts Fertiges. Die Zeiten verlangen Aenderungen, Anpassungen, sie bringen Stillstand und Rückschläge, wie die verheerenden Brände im Schiff des Münsters. Aber es kommt nicht darauf an, ob wir einen oder zwei Türme bauen, und auch nicht, wie hoch sie werden sollen, sondern darauf, dass wir bauen, wie damals die Strassburger über zweihundert Jahre lang. Generationen hindurch hat man nichts fertig gebracht als die Figuren und den Zierrat an der Fassade. War das unnütz, wertlos? Ist durch sie das Münster nicht reicher? Und wer sieht heute noch das Zögern, die Planänderungen im ganzen Bau? Wenn wir darum fragen, wie steht es mit unserem Wirken, sind wir an den Fundamenten, an den Portalen, an der Plattform? Es ist ganz gleich, nur bauen an neuem Dome heisst es, das Werk weiterführen! Es kommt auch eine Zeit, da wird der Turm zu Ende geführt!»



R. Küven

Die Münsterkuppel

Ein Diebstahl

Eine Vogesenovelle von Fr. Lutzing

(Fortsetzung)

Nun war es fast ganz Nacht geworden, und die breite, gerade Strasse lag finster und menschenleer vor ihnen. Würde er kommen, um seinen Raub in Sicherheit zu bringen? Das beste würde für ihn wohl sein, die Stadt zu verlassen, da er sich verfolgt wusste, und im Freien seine Sicherheit zu suchen. Er kam! Leise schlich er aus einem Torbogen heraus, in solcher Entfernung, dass man nur den Schatten sah, dann huschte er, nachdem er einige Augenblicke gezögert, dem Oberen Tore zu, wie man richtig vermutet hatte. Bald hörte er die Schritte der Verfolger hinter sich und verdoppelte seine Schnelligkeit. Jetzt war man draussen vor den Wällen, wo die Weinberge begannen. Der Dieb eilt die steinigen Wege hinauf, die zu den Rebbergen Irions führen, dort angekommen, schlägt er sich in die Reben und ist verschwunden. Wie soll man ihm in diesem Gelände folgen? Die drei Männer müssen von ihm ablassen.

«Nun stehen wir da», sagte der Bannwart, «der Böse muss ihm diesen Rat eingegeben haben, sich in die Weinberge zu flüchten, wo ihn nachts keine Menschenseele entdecken kann. Und sucht sich noch die weitläufigsten aus, diejenigen Irions, deren Grenzmauern sich kilometerweit erstrecken, darin ist er vor uns sicher!» — «Vielleicht kennt er sich in diesen am besten aus!» sagte Kuntz. — «Was wollt Ihr damit sagen, Sternwirt?», fragte ihn der Weibel, «habt Ihr denn einen bestimmten Menschen im Verdacht?» — Kuntz zögerte mit der Antwort, dann sagte er: «Ich glaubte an der Gestalt des Flüchtligen im Garten jemanden aus dem Hause Irions zu erkennen. Freilich war es schon beinahe Nacht. Aber dass der Verfolgte gerade in den Irionschen Rebbergen Zuflucht sucht, das scheint mir meine Ansicht zu bekräftigen!» — «Ich will Euch etwas sagen, Sternwirt», sagte der Bannwart, der ein resoluter Charakter war, «wir sind auf der Verfolgung eines Bösewichts, da nützen Eure geheimnisvollen Andeutungen wenig. Wer ist es?» — «Hört, Bannwart, ich bin der Bestohlene, und wenn ich den Dieb nicht weiter verfolgen will, so ist das meine Sache!» — «Gut, Wirt! Aber warum habt Ihr uns dann in dieser unfreundlichen Nacht aus Eurer Wirtsstube hier in die Reben hinausgejagt?» — «Weil ich nicht glauben konnte, dass gerade jener der Dieb sein könnte. Kommt, morgen wissen wir alles!» — «So wollt Ihr auf das Geld verzichten?» — «Für jetzt, ja; ich weiss genau, dass ich

es wieder bekommen werde. Jetzt wollen wir in den Ort zurück nach dem Hause Irions gehen!»

Obwohl die beiden Männer das Gebaren des Sternewirts nicht begreiflich finden konnten, folgten sie ihm doch, aber kopfschüttelnd und böse Brocken murmelnd, den Weg durch das Obere Tor zurück nach der Hauptstrasse, wo das grosse Anwesen Irions der Wirtschaft «Zum Goldenen Stern» schräg gegenüber lag. Ein schönes Gebäude mit reichen Holzschnitzereien, wie sie in den alten Städtchen am Rande der Vogesen noch heutzutage oft im Besitze von Familien zu finden sind, die in langer Folge ihren Reichtum aus fast mittelalterlichen Zeiten bis auf den jetzigen Tag fortgeerbt haben. Der Bannwart und der Weibel mussten sich vor das grosse Tor stellen, um Wache zu halten, damit keine Menschenseele sich in das Besitztum einschleichen konnte. Dann schritt Kuntz die grosse Treppe hinauf und klopfte an die Haustür, die ihm bald von einer alten Magd geöffnet wurde. Sie führte den Ankömmling auf sein Geheiss gleich zum Besitzer, mit dem er unter vier Augen sprechen wollte, wie er ihr bedeutet hatte. Irion sass allein im grossen, getäfelten Wohnzimmer, dessen Decke durch massive Längsbalken getragen wurde, er hatte am Tische anscheinend gerade geschäftliche Dinge erledigt.

«Entschuldigt mich, Nachbar», begann Kuntz seine Rede, «wenn ich Euch zu solch ungewohnter Stunde in Eurer Arbeit störe, aber es ist etwas Wichtiges, das keinen Aufschub duldet. Heute Abend stahl mir ein Dieb meine Kasse mit mehreren Tausend Spargeld. Ich verfolgte den Flüchtling, den ich auf seiner Tat ertappte, bis an den Rand Eures Rebbergs bei den Holderbüschen.» — «In meinen Rebberg? So wollt Ihr mich wohl um die Erlaubnis bitten, denselben nach dem Schuft durchsuchen zu dürfen?» — «Würde eine beschwerliche Arbeit sein und wohl kaum das erhoffte Ergebnis haben. Eure Rebstücke sind ja die ausgedehntesten im ganzen Banne von Kirchweier.» — «Gut, was wollt Ihr dann? Was habe ich mit dieser Sache zu tun?» — «Ich sah die Gestalt des Missetäters im Garten verschwinden und glaubte sie zu erkennen. Aber infolge der Dunkelheit bin ich meiner Sache nicht ganz sicher. Nur einem einzigen Menschen habe ich erzählt, wo das Geld zu finden ist, Eurem Knecht Jérôme!» — «Ah, so soll der Dieb ein Bewohner meines Hauses sein? Jérôme, nun freilich, diesem Landstreicher ist eine solche Tat schon zuzutrauen. Morgen muss er von

hier fort, vielleicht wollte er seine Wut an uns Kirchweirern auslassen!» — «So bitte ich Euch, Nachbar, wir wollen nachsehen, ob der Verdächtige sich in seinem Zimmer befindet oder nicht.» — «Gut, kommt, seine Kammer ist oben!» — Und die beiden stiegen die Treppe hinauf.

Jérôme war in seinem Zimmer und packte gerade seine wenigen Habseligkeiten in ein Bündel zusammen, um sie morgen früh mitnehmen zu können, als die beiden Männer eintraten. Also war er der Schuldige nicht. Vielleicht war es ihm aber doch gelungen, unterdessen heimlich seine Kammer zu gewinnen; oder war er der Helfershelfer des andern, der sich im Rebberg versteckt hielt? Jedenfalls wollte Kuntz seiner Sache ganz sicher sein und fragte: «Jérôme, seid Ihr heut Abend von meiner Wirtschaft gleich heimgegangen?» — «Auf dem kürzesten Wege!» — «Allein? Im «Stern» war doch Pierre Irion bei Euch am Tisch, nicht wahr?» — «So ist es, aber wir trennten uns gleich draussen auf der Strasse; er sagte, er wolle noch einen kleinen Gang vor das Obere Tor machen, während ich selbst nach dem Hofe hier ging. Aber warum wollt Ihr das alles so genau wissen?» — «Weil ich Euch von einem falschen Verdachte befreit sehen will, ich glaubte schon, Ihr wäret der Einbrecher, der mir eben meine Wechselkasse stahl!» — «Ich könnte mir nicht vorstellen, weshalb; wir sind doch in der Zeit meines Hiersins gute Kameraden geworden, nicht wahr, Sternwirt? Man hat Euch beraubt? Wer könnte diesen Streich ausgeführt haben? Um welche Zeit geschah übrigens der Diebstahl, von dem Ihr sprecht?» — «Es wird jetzt genau eine Stunde verflossen sein, seitdem ich den Flüchtigen in meinem Wohnzimmer oben ertappte, wie er, mit der Kasse im Arm, sich an den dicken, wilden Weinstämmen hinunterliess, die die Hinterwand meines Hauses bis hoch hinauf umgeben.» — «So wird Euch der Meister hier sagen, dass ich um diese Zeit mit ihm im Weinkeller beschäftigt war!»

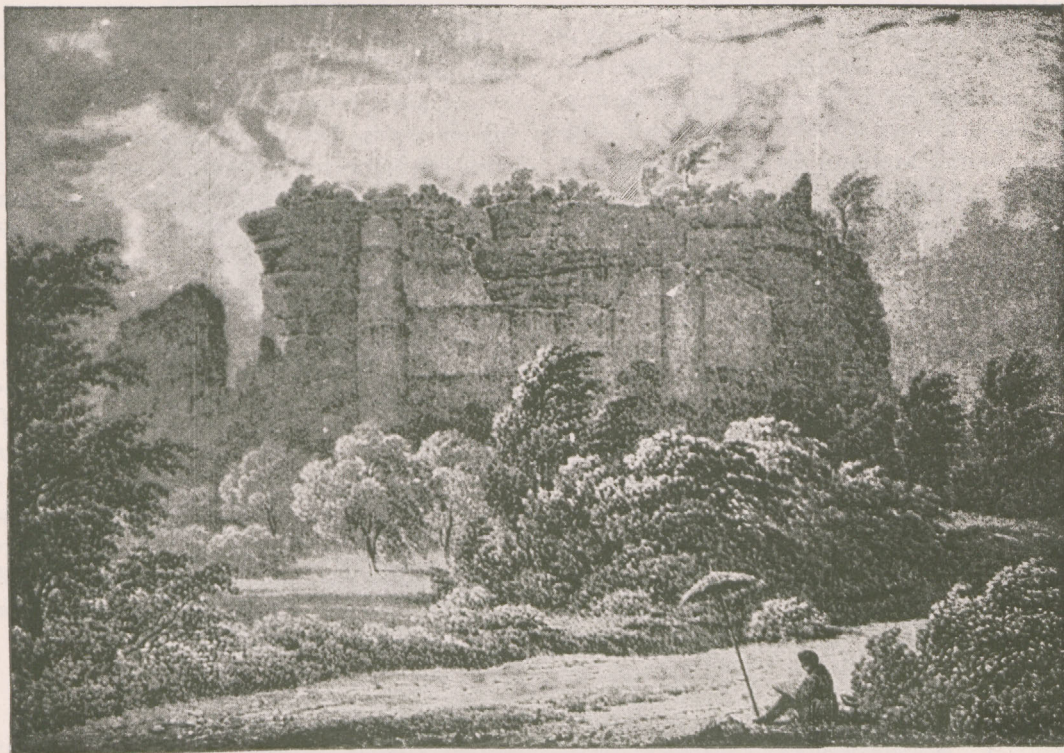
Dies bestätigte Irion gleich. Kuntz schwieg eine Weile; dann sagte er entschlossen, als würde ihm die Anklage schwer fallen: «So hatte ich allerdings doch recht gesehen. Er hatte zwar Eure Gestalt, war aber kleiner . . . Es war Pierre selbst. . .» — Da fuhr Irion in die Höhe, wie von einem Peitschenschlage getrieben: «Sternwirt, Ihr habt den Verstand verloren. Ein Irion ist kein Dieb! Unsere Familie kann auf lauter ehrliche und rechtschaffene Männer zurückblicken, solange wir unsere Vorfahren kennen, und das ist eine weite Zeitspanne!» — «Ich weiss, dass Ihr darauf stolz seid, Nachbar, der stolzeste Herr in ganz Kirchweier, aber ich muss bei meinen Worten bleiben, so leid es mir tut. Ich wollte nur

nicht Pierre gleich verdächtigen, nun Jérôme seine Unschuld beweisen kann, bleibt nur er übrig. Er sass mit am Tische, als ich von dem Versteck des Geldes sprach, nicht wahr, Jérôme?» — Dieser stimmte ihm bei, was den Rebbauern in neuen Zorn versetzte.

«Ihr seid mein Knecht . . . heute seid Ihr's noch, und habt zu schweigen. Das fehlte noch, dass ein solch Hergelaufener meinen Sohn in üble Nachrede bringt. Und Ihr, Kuntz, könnt bedenken, dass es auch andern Leuten erzählt werden konnte, wo Ihr die Kasse untergebracht hattet!» — Kuntz liess sich nicht irre machen. «Und warum flüchtete er in Euren Weinberg? Ein Fremder kann's nicht sein, denn er kannte mein Haus genau, ebenso wie die angrenzenden Gärten, durch die er seine Flucht nahm. Beruhigt Euch, Irion, er hat es vielleicht in einer Anwandlung von Schwäche getan!» — Kommt mit, ich will Euch auf der Stelle beweisen, dass Eure Ansicht falsch ist. Pierre ist in seinem Zimmer, kommt, dort werdet Ihr ihm diesen Verdacht abbitten.»

Das Zimmer des Sohnes war leer. Man sah, dass alles unberührt lag. Da liess Irion, der stolze Mann, sein Haupt auf die Brust sinken und murmelte leise zwischen den Zähnen, wie zu sich selbst: «Wenn Ihr recht hättet, Kuntz! . . . Ich hatte diesen Mittag einen heftigen Auftritt mit ihm, ich war vielleicht zu hart gegen ihn, er wollte das Vaterhaus verlassen und brauchte Reisegeld, das ich ihm nie gegeben hätte . . . Zum Entgeld für meinen Starrsinn hat er unsern ehrlichen Namen zerstört. . .» — Dann flackerte ein wildes Feuer in seinen Augen auf, und sein riesenstarker Körper zitterte unter der Wucht der Erregung, als seine Gedanken einen andern Weg nahmen:

«Vielleicht hat man den armen Jungen auch dazu verlockt. Ihr, Kuntz, seid ja immer wütend über mich gewesen, dass ich Euch nicht für gleichstehend ansah; Ihr habt mir ja immer meinen Familienstolz vorgeworfen, Ihr, mein ehemaliger Knecht, der es mir gleichtun wollte.» — «Nachbar», sagte Kuntz, «ich habe nie etwas gegen Euch gehabt, Euer Stolz ist Eure Sache, Ihr habt nun die Strafe dafür!» — Irions Blick fiel auf Jérôme: «Und dieser Heimatlose da hat mir mein Kind verdorben, ihm vielleicht den Plan des Diebstahls eingegeben, weil ich ihn auf die Strasse warf . . . und wer hat mir diesen Wicht ins Haus geschickt? Ihr, Sternwirt, niemand als Ihr selbst. Ihr seid schuld an allem, was geschehen! Ihr beiden!» — «Ich wollte Euch damals einen Gefallen tun, da Ihr absolut niemanden zur Arbeit fandet!» — «Schöner Dienst, das! Ihr beiden habt mich ins Elend geführt!» — Jérôme



Ruine Fleckenstein nach Rothmüller

sagte ruhigen Tones: «Habe ich nicht immer meine Arbeit ehrlich und gut getan? Ihr seid die ganze Zeit über mit mir zufrieden gewesen. Auch ein armer Kerl von der Landstrasse kann seinen Stolz und seinen Charakter haben. Wisst Ihr denn, Rehbauer, was mich zu diesem Leben getrieben hat?» — «Aber meinem Sohne habt Ihr den Kopf mit den Reiseideen angefüllt!» — «Ich kann zu dem Sohne meines Meisters nicht sagen, lass mich in Ruhe. Ich sagte Euch schon einmal, Meister, ich hatte Pierre von der weiten Welt abgeraten, so gut ich konnte, stellte ihm das feste, glückliche Heim als begehrenswert hin. Aber er wollte nicht. Euch aber, Rehbauer, schwöre ich es zu, es ist nicht meine Schuld, dass es so kam!»

Da trat der Bannwart ein und meldete: «Wir hielten uns gut versteckt im Schatten der Mauer; da suchte sich eine Gestalt dem Hoftore heimlich zu nähern. Schon glaubten wir, ihn zu bekommen, da fiel sein Blick hinauf in das Obergeschoss, wo alle Fenster hell erleuchtet waren. Dies schien ihn abzuschrecken, und, wie von Hunden gehetzt, floh er wieder dem Oberen Tore zu, von wo er gekommen war!» — Irion schluckte seine Aufregung nieder, dann kam es gepresst aus seiner Kehle heraus: «. . . und . . . Ihr habt ihn . . . erkannt, alle beide?» — Der Bannwart nickte. Eine Weile

herrschte tiefe Stille in dem wohnlichen Gemache, in dem der reiche Sohn seine so glückliche Jugend verbracht hatte, dann sagte Kuntz leise zu Irion: «Glaubt Ihr es jetzt, Nachbar?» — Der stolze Mann nickte. — «Ich werde keine Anzeige machen, Irion, das versteht sich von selbst», fuhr Kuntz fort. Der unglückliche Vater drückte ihm die Hand. «Obwohl Ihr eben harte Worte zu mir sprachet, will ich sie vergessen. Ihr beide, Bannwart und Weibel, haltet reinen Mund, denn der Diebstahl kann rückgängig gemacht werden. Pierre wird seine Tat bereuen und ins Vaterhaus zurückkehren. Dann ist alles wieder gut. Kommt, wir wollen die Ruhe wieder in dieses bis jetzt so sorgenfreie Haus einziehen lassen.» — «Ihr seid ein ganzer Mann, Kuntz», sagte Irion.

* * *

Als die drei Männer fort waren und Jérôme seine Kammer wieder aufgesucht hatte, sassen die beiden Eltern im Wohnzimmer allein und warteten auf die Rückkehr ihres Sohnes, ihres Einzigen, dessen ersten Fehltritt sie überdachten, ohne viele Worte zu machen. «Er kommt nicht mehr zurück», jammerte der starke Bauer. — «Er kommt ganz gewiss zurück», tröstete ihn dann seine Frau. Der Bauer behielt recht: die lange Nacht neigte sich ihrem Ende zu, und leise Dämmerung kämpfte mit dem noch immer brennenden elektrischen Lichte

um die Herrschaft, die sie endlich davontrug, ohne dass die beiden Eltern es gewahr wurden. Pierre war nicht zurückgekommen. Da trat Jérôme leise ein, sein Bündel auf dem Rücken, um Abschied zu nehmen: «Ich begreife Euer Unglück, Irion, und wünsche Euch in meiner Stellung als Landstreicher, zu dem Ihr mich wieder gemacht habt, dass Ihr es bald überwindet. Ihr seid ein starker Mann, und ich kann es Euch sagen, was Pierre nach dem gestrigen Streite mit Euch zu mir sagte: «Ihr werdet ihn nie, nie wiedersehen. Euer Stolz wird vielleicht noch weitere Opfer fordern. Und nun lebt wohl!» — Irion antwortete nicht, er blickte dem Knechte nach, bis er das Hoftor durchschritten hatte. Er sah ein, dass er diesen Menschen verkannt hatte, ein gewöhnlicher Landstreicher war das nicht.

Noch drei Tage und drei Nächte wartete Irion auf die Rückkehr seines Sohnes, dann ergab er sich in das Schicksal; er nahm die gestohlene Summe und ging mit hinüber zu dem Sternwirt, dem er sie auszahlte: «Es ist nun kein Zweifel mehr, Kuntz, Ihr habt doch recht gehabt. Die Leute werden mit den Fingern auf mich zeigen: «Seht da den stolzen Irion, dessen Sohn ein Verbrecher geworden ist, der reichste Mann des Städtchens, dessen einziges Kind bei fremden Leuten das Reisegeld stahl!» — Der Wirt tröstete ihn, so gut er es verstand, doch war der Erfolg gering. Mit schleppendem Gang und sinnierender Miene schritt der einst so willensstarke und tatkräftige Bauer nach seinem Hof zurück. Einsam erschien ihm das Leben ohne sein Kind. Still war der Spätherbst in den alten Mauern des Gehöftes, zwei junge Menschen fehlten ihm, Pierre und Jérôme, die Leben und Beweglichkeit in alle seine Räume vom obersten Speicher bis in die tiefsten, festgewölbten Weinkeller gebracht hatten.

* * *

Nach vierzehn Tagen endlich, als Irion schon alle Hoffnung aufgeben wollte, gab sein Sohn ein Lebenszeichen von sich. Er schickte seinen Eltern aus Nancy einen kurzen Brief, in dem er schrieb, dass er sie um Verzeihung bitte wegen seines Fortganges; es gehe ihm gut, und er würde niemals mehr nach seiner Heimat zurückkehren. Man solle ihm die Wäsche und die Kleidungsstücke an die angegebene Adresse schicken. Doch das taten seine Eltern nicht, sie schrieben ihm zurück, er solle auf alle Fälle wieder zurückkommen, er wisse genau, dass er im ganzen Städtchen im Verdachte stehe, ein Dieb zu sein. Nur durch seine Heimkehr könne diesem Gerüchte die Spitze abgebrochen werden. Aber die Antwort des Sohnes hierauf war ebenso unnachgiebig; er schrieb:

«Liebe Eltern!

Wenn Euch mein bisheriges Leben das Recht gibt, mich für einen gemeinen Dieb zu halten, so tut es; aber verstehen kann ich es nicht, dass Ihr nur so wenig Vertrauen zu Eurem einzigen Kind habt. Ich kann mir denken, dass ich im Verdachte stehe, jenen Diebstahl, den Ihr in Eurem letzten Brief geschildert habt, verübt zu haben, doch versichere ich Euch, dass mein Gewissen rein ist, wenn auch die Anzeichen gegen mich sprechen. Und nun, da ich meinen Lieblingswunsch, die Welt kennen zu lernen, endlich in Erfüllung gehen sehe, soll ich nach Kirchweier zurückkommen, um einem böswilligen Gerüchte entgegen zu treten? Nein, ich setze keinen Fuss mehr nach meinem Heimatsorte, und wer mich als Dieb ansehen will, mag es ruhig tun. Die Kleider und übrigen Sachen brauche ich nicht, Ihr mögt sie ruhig behalten, ich werde mich schon durchschlagen. Aber die schlechte Meinung, die Ihr von Eurem Pierre habt, hat mir sehr weh getan.

Lebt wohl!»

III.

Seit diesen Ereignissen sind fünfzehn lange Jahre über das alte Rebstädtchen hinweggezogen; der Krieg hat getobt, und hat dem Frieden die Herrschaft wieder abgetreten, in Kirchweier geht alles seinen alten, gewohnten Gang, und wenig hat sich geändert gegen damals, nur dass die Leute älter geworden sind. Noch ist Kuntz Wirt zum «Goldenen Stern» und hat mit Hilfe seiner tüchtigen Frau diesen Gasthof zum ersten des Städtchens emporgehoben, aber er ist nun ein betagter Mann und nicht mehr so lustig und behende wie damals. Auch die alten Iriens leben noch beide, freilich ganz einsam und zurückgezogen in ihrem alten wohnlichen Hause, in dessen weite Räume eine etwas lastende Ruhe eingezogen ist. Eine alte Magd nur hat bei den von der Welt abgeschlossenen Leuten ausgehalten und besorgt ihnen alles Notwendige. Nie sieht man Irion in den Strassen, höchstens dass er an warmen Tagen in seinem Garten sitzt und gedankenvoll seine Pfeife raucht, neben ihm seine Frau. Seine Reben hat er verpachtet und kann so sein Leben in Ruhe und Zufriedenheit beschliessen, da Vermögen und Einkünfte ihn aller Sorgen entheben. Nur ein Kummer ist es, der ihm den Genuss seiner späten Tage verbittert, die bange Frage, die ihn quält und nie mehr freilassen will: ist mein Sohn ein Dieb? . . . Nein, er hat seine Unschuld beteuert . . . aber die Anzeichen waren gegen ihn . . . er ist jener Tat unfähig . . . aber warum kam er nicht mehr heim, um sich zu



Ruine der Dusenbachkapelle nach Rothmüller

rechtfertigen? Wenn ich auch nicht an seine Schuld glaube, ich kann den Leuten keinen Beweis seiner Unschuld bringen, an dem ihre Verleumdungen zersplittern würden. Der Name Irion, auf den meine Vorfahren und ich so stolz waren, vielleicht zu stolz, ist und bleibt getrübt.

Denn die Kunde von dem Diebstahl im «Goldenen Stern» war eben doch nach und nach mit allen Einzelheiten, die feststanden, durchgesickert; wenn auch Irion und Kuntz, die Hauptbeteiligten, reinen Mund hielten, so glaubten sich doch Bannwart und Weibel nicht gebunden, diese Sache, in der sie ihre Findigkeit hätten zeigen können, wenn man ihnen freie Hand gelassen hätte, ganz in Vergessenheit geraten zu lassen. Jérôme und Pierre hatten keiner je wieder etwas von sich hören lassen. Kaum war das Land wieder französisch gewor-

den, so zog Kuntz Erkundigungen ein, indem er annahm, dass Pierre sich bei Kriegsausbruch in Nancy zum Eintritt ins Heer gemeldet hatte; doch liess sich nichts ermitteln, entweder war Pierre verschollen oder unter einem angenommenen Decknamen unerkannt gefallen. . .

*

Es war wieder solch ein warmer Sommertag wie damals, als der Fremde vom Kestenkopf hinunter nach Kirchweier gestiegen war, da kam auf der Strasse, die aus der Ebene ins Städtchen führt, ein schönes Herrschaftsauto gefahren und hielt vor dem Hôtel de «L'Etoile d'Or» an. Denn die Wirtschaft von damals ist jetzt ein grosses Hotel mit schönen, feinen Zimmern, modernen Speisesälen und einer Garage geworden; war doch der geschäftstüchtige Kuntz ein Mann, der mit der

Zeit ging und nicht wie die meisten seiner Mitbürger mit eisernem Starrsinn am Althergebrachten hielt.

Ein vornehm gekleideter Herr in den vierziger Jahren gab seinem Chauffeur noch einige Anweisungen in bezug auf das Gepäck und stieg dann langsam die Treppe hinauf in das Büro des Hotels, wo ihn der Schwiegersohn des Wirts begrüßte. Sein Begehren war kurz: das schönste Zimmer vorn, wo man das alte, schöne Haus Irion und über das Obere Tor hinweg die Rebberge von den Holderbüschen bis hinauf zum Kestenkopf überblicken konnte. Er sei Kunstmaler und wolle einige Zeit hier verweilen, um in diesem Städtchen mit seinen altertümlichen Reizen und landschaftlichen Schönheiten nach Motiven für seine Bilder zu suchen. Sein Name, den er in das Register einschrieb, war ein ganz unbekannter. Da es ein gebildeter, feiner Herr war, wurde er mit aller Höflichkeit und Zuverlässigkeit bedient.

In den ersten Tagen sprach er sehr wenig, machte aber eine Menge Promenaden mit dem Skizzenbuche unter dem Arm. Nach und nach aber, im Masse, wie seine Anwesenheit sich verlängerte, wurde er mittheilsamer und zog den alten Wirt oft in ein Gespräch, wenn er bei einem guten Glase alten Weines sass. Kuntz war dies recht; hatte er doch immer gern Unterhaltungen mit seinen Gästen geführt. Und eines Tages kam das Unerwartete. Der Fremde bestellte vom edelsten Kirchweier Wein, vom besten Jahrgang. Kuntz bedachte sich nicht lange.

«Da muss ich Euch 1911er aus den Irionschen Reben bringen lassen, über diesen Tropfen geht nichts.» — Der Gast hatte freudig hingehorcht: «1911 war Euer bestes Jahr? Das freut mich. Schnell her damit! Und aus den Irionschen Lagen? Da will ich doch sorgfältig davon kosten!» — Bald stand das Gewünschte vor ihm, und bedächtlich schlürfte er den prachtvollen Wein, dann setzte er langsam ab und sagte zu Kuntz: «Ja, da habt Ihr recht, das muss freilich vom allerbesten sein. Bei aller Mildheit diese sanfte Gewalt, die einem in die Adern steigt, als wolle sie alle Erinnerungen aus jenem Jahre mit doppelter Stärke wieder aufleben lassen.» — «Erinnerungen, sagt Ihr? Habt Ihr denn Beziehungen zu Kirchweier und seinem besten Jahrgang?» — «Freilich. In diesem köstlichen Getränk steckt ja auch von meiner Kraft, Arbeit und Sorge. Damals dachte ich aber nicht daran, in fünfzehn Jahren einst davon zu trinken. Ja, das ist der Segen der Rebe! Was sind die andern Gewächse gegen sie! In kurzer Zeit sind sie vergessen mit all der Mühe, die darauf verwandt wurde. Aber die Rebe erinnert durch ihren gehaltvollen Saft noch in späteren Jahren an die Zeit ihrer Blüte und Fruchtbarkeit. Ja, alles lebt wieder frisch auf in meiner Seele, was damals hier geschah!» — «Was damals geschah? Im Jahre 1911? In den Reben des reichen Irion? Ihr habt damals mitgearbeitet . . . da, . . . nein, es ist nicht möglich . . . meine Augen sind wohl schwach geworden in den vielen Jahren . . . aber Ihr seid . . . Irions Sohn nicht . . . ganz gewiss nicht!» (Schluss folgt.)



Photo G. Gasser

An der Fischerinsel bei Strassburg

Ausschau

Ausstellung Robert Küven

Seit einer Reihe von Jahren begegnen wir dem Schaffen Robert Küvens. Der Weg führte von der stillen Klausur des Aertzteheims zur grösseren Öffentlichkeit des Elsässischen Kunsthauses. Der Künstler ist sich dieses Schrittes bewusst gewesen. Aus seinen Bildern spricht ein starkes Verantwortungsgefühl sich gegenüber und der Sache gegenüber. Nicht in der Art der Unbedenklichen und Hemmungslosen wird vorgegangen. Der Reifegrad der Bildnisse und die sichere Führung des Zeichenstifts sollten die Berechtigung der Ausstellung erweisen. Von Anfang an hatte es sich herausgestellt, dass das ganze Tun Robert Küvens auf einem Können beruht, auf einem ausgeprägten Gefühl für Richtigkeit und Genauigkeit. Unterspült gleichsam wird dieses Können von einem Wollen, das aus dunklen Tiefen hervorbricht. Stärker und stärker brausen die Wellen heran. Man muss die Bilderschau zu deuten wissen. Seltsam verhängen das Selbstbildnis des Künstlers. Bei den meisten Kunstbesseren deckt sich das Wollen nicht mit dem Können. Anders liegt der Fall, wenn eine angeborene Gabe nicht ausgeweitert wird, zum Schwingen erst gebracht werden soll von und durch Anstösse aus jenem merkwürdigen Zwischenreiche, das aller Kristallisation und jeder festen Form widerstrebt. Das Aeusserste, das dem Könnern, dem Zeichensetzer, dem Zeichner zugemutet werden kann, wäre das furiose, einer Selbstaufgabe gleichende Nebeneinandersetzen von flimmernden Farbkleckern. Aus Mangel an Menschenkenntnis wurde diese Angelegenheit an die Peripherie verlegt, sie wurde seinerzeit zu einer Stilfrage gemacht, zu einer die Optik angehenden Sache, zu einem Mechanismus der Sinne; allen diesen Erkenntnissen fehlt ja die Steuerkraft, menschliches Tun zu lenken und zu leiten. — Robert Küven bot sehr verschiedenartiges. Man sah Menschen, Wald, Blumen, Tiere, Land, Stilleben, sei's gemalt, sei's als Zeichnung. Fehlten bloss Kompositionen, die in Anbetracht der hervorragenden Menschendarstellung Küvens nicht zu fehlen bräuchten. Wie man überhaupt den Eindruck bekommt, dass da viele Bilder der Ausstellung erst durch Menschennähe ihr volles Leben gewinnen. Es ist nicht von ungefähr, dass Küven in erster Linie Menschendarsteller ist. Also Blumen und Menschen, und umgekehrt, Figuren in der Landschaft, verborgene Bezüge, die im Wesen unseres Künstlers begründet sind. Es geht immer um Stufen der Entfaltung. Und innerhalb des Erreichten und Geleisteten einer Stufe zeigen sich Staffelungen, die vor und zurückweisen. Die Helligkeit hat in den Porträts einen Höhepunkt erreicht. Die Genauigkeit feiert letzte Triumphe. Weiche Modellierung, Zurückhaltung im Charakterisieren des Modells, ein Erbe vornehmer alter Porträtkultur, der Ausdruck unverbindlich, fast schwebend zu nennen — und doch sind zwei Arbeiten nicht fertig geworden. Teilweises Weglassen des Hintergrundtones rückte das Gesicht eines Mädchens nach vorn — worauf es dem modernen Bildner vor allem ankommt — wodurch ein lebhafteres bildliches Geschehen erzielt wurde. Dieses Vornedrauf-

sitzen der farblichen Wirksamkeit, die Unmittelbarkeit, dieses Aufgreifen und Ausbreiten von Hell und Dunkel bildet die hervorragende Eigenschaft der modernen Malerei. Von der Weiterbildung des menschlichen Antlitzes wird auch die steigende Naturnähe Robert Küvens im Blumen- und Waldbild abhängen. Danach richtet sich auch die Farbgebung. Es ordnet sich nämlich das Farbenorchester nach den auf den Menschen bezogenen Eigenschaften. Man spricht von lebhaften, schnellen, warmen, hellen und lauten Farben, die sich um das Gelb gruppieren, die blauen Töne sind langsam, dunkel, still, kalt — was auf uns zukam, strebt wieder weg: Sehnsucht steigt in uns auf. Dann das vitale Rot in der Mitte der beiden, ohne eigentliches Tempo, aber selbstbewusst. Dieser Dreiklang mit all seinen Unterteilungen und Uebergängen entlässt aus sich eine ganze Welt, von der ein starker, farbiger Klang ausgeht, in der Grossförmigkeit auch im einzelnen gewahrt bleibt. Im Wald findet Robert Küven, ahnt der Künstler, die grosse Form, die er sucht, an der er zehrt, in der das Kleine, Zierliche eingeht in das Weben eines Ganzen, dem Probestück eines jeden Malers von Geblüt. Der Wald, eines der wenigen ganz grossen Dinge dieser Welt, übt eine mächtige Anziehung aus. Das ewige Lied Eichendorffs klingt in jeder lebendigen Seele. Von den kleineren Waldbildern — Miniaturen möchte man sie nennen — strebt Robert Küven fort zu grösseren, aufgelockerten Gebilden, verwirrend in der Fülle, oder zu strengen, domartigen Waldstücken mit säulengeraden Tannen, die einen dunklen Raum gliedern und einen zu ahnenden Himmelsbogen stützen sollen. Das alles muss noch geschafft werden in harter Werkarbeit mit hellen Augen und wachen Sinnen. Und da sind die Meister, die alten und die neuen, auch die ganz neuen, die den Weg weisen und dem Strebenden die Hände reichen. Unser Verhältnis zur Natur ist ein anderes geworden. Unsere Augen sind schärfer geworden — romantische Schilderungen der Natur lesen sich heute wie Beschreibungen grossartiger Kulissen — durch die Macht und Stärke wachsender Erlebnisse, in ihrer Kraft und Fülle, empfänglichere Augen auch für das Wuchtige und Wichtige, auch sichtiger für das Zarte, Feine, Behutsame... welches ein Feld für den Könnern, da die erstarkenden Formkräfte all die Zerstretheit und Zerfahrenheit der Vor- und Nachkriegszeit zu bündeln und zu richten willens sind. Was haben doch die oft geschmähten modernen Maler nicht Blumen gemalt, diese lebendigen Leuchter aus dem nie verlorenen Paradies der Pflanzen, Sträucher und Bäume. Atelierprobleme sind längst nicht mehr so wichtig, wohl aber der Garten als Zauberschlüssel. Robert Küven hatte ein entzückendes Bildchen gezeigt: Primeln; es könnte auf Porzellan gemalt sein, also auf einen starken, undurchlässigen Untergrund; es hatte sofort die Aufmerksamkeit aller auf sich gelenkt. In seiner Gesammeltheit schob das Bildchen andere, grössere Blumenstücke zur Seite, wie sonst ein Naturwesen unter lauter Gepöppelten und Gezüchteten die Sehnsucht nach Heimat und Glauben

wachruft. Darauf kommt's an. Vielleicht, dass Robert Küven von hier aus seine zukünftigen Blumenbilder anfasst. Aus der kleinen Welt des Primelbildes könnte die grössere der Himmelsnähe werden; die Welt entzückten Schweigens vor soviel Schönheit der Blumen müsste daraus werden... der Mensch braucht bloss zu sich selbst zu kommen und die Weltallsorgel in sich zu hören. Wem der Zeichenstift in den Fingern zuckt wie eine Wünschelrute, dem ist eine Disposition eigen, ein Quirlendes, ein Hüpfendes, das den ganzen Menschen beweglich und empfänglich macht. Wiederum ist es ein kleines Bild, ein Aquarell, das Auskunft gibt wie es eigentlich mit Robert Küven bestellt ist. Die kleine englische Landschaft mit dem tiefgesetzten Horizont

ist so flüssig, so ganz ein Wurf in seiner Kühle und Weite, in seiner grau-silbernen Luft, die Wolkenbildungen so virtuos ausgeführt, dass man auch elsässische Landschaften so gestaltet sehen will. Mit der Wendung zu den Zeichnungen verlassen wir das Dekorative und hören Hausmusik des Künstlers. Zeichnerische Schnappschüsse — Katzen, Kinder, Kaninchen — zogen die Aufmerksamkeit auf sich. Graphit und Rötel sind heute selten geworden; die kräftigere Feder herrscht vor, nicht allein der grösseren Wirkung wegen, drucktechnische Erwägungen schalten sich bereits in den Entstehungsprozess ein — der Künstler muss dem Zuge der Zeit folgend mit der Wiedergabe rechnen.

R. Schn.

Büchertisch

Archives alsaciennes d'histoire de l'art 1937.

Im neuesten Bande dieser wertvollen, schönen Publikation widmet Hans Haug einen sehr bedeutsamen, zentralen Aufsatz dem Strassburger Glasmaler Peter Hemmel von Andlau. Schon im Jahre 1929 war Haug durch einen Hinweis des Archivars Piset von Oberehnheim auf diesen Glasmaler aufmerksam geworden, und seither ist es ihm gelungen, diese ersten Spuren weiterzuverfolgen und nun ein grosses Gesamtbild seiner Tätigkeit zu entwerfen. Die Dokumente von Oberehnheim beglaubigen Werke aus den Jahren 1474 und 1485; um die Mitte des 15. Jahrhunderts bekam dieser bisher falsch benannte Glasmaler den Meisterbrief, und die kunsthistorische Forschung ist jetzt in der Lage, eine Reihe von bedeutenden frühen Werken für die Kirchen von Schlettstadt, Walburg, Alt-Thann, Urach, festzustellen. Peter Hemmel, der früher als «Hans Wild von Ulm» angesprochen wurde, war zweifellos der schöpferische Fortsetzer einer grossen Strassburger Tradition, ein Mann, der in seinem Atelier eine ganze Reihe begabter Mitarbeiter beschäftigte, und dessen Kunst nicht nur das Elsass, sondern auch ganz Südwestdeutschland und die Schweiz stark beeinflusste. Für die St. Magdalenenkirche schuf er sechs Glasfenster, die leider bis auf einige Fragmente vernichtet sind.

Hans Haug gelingt es nun, durch stilkritische Vergleiche Beziehungen zwischen dem Atelier Peters von Andlau und dem unbekanntem Meister des Amsterdamer Kabinetts und des Hausbuchs, den Naumann mit dem jungen Mathis Nithart identifiziert, festzustellen. Fast alle Grünewaldforscher waren sich bisher darin einig, dass Grünewalds Kunst von der Glasmalerei aus ihren Ausgang nahm, und unbestritten blieb stets, dass Meister Mathis gewisse dekorative Formen der Glasmalerei übernahm. Den überzeugendsten Beweis dafür, dass Grünewald, der junge Mathis Nithart also, das Atelier Peters von Andlau und dessen spezifische Technik gekannt hat, sieht Haug in dem erst kürzlich entdeckten Fragment der «Frau mit der Goldhaube», die ihr Gegenstück besitzt in einer berühmten Zeichnung der Wiener Albertina und durchaus ver-

wandt der Technik Peter Hemmels, nur zarter, sensibler ausfiel als die übrigen Glasmalereien. Die Modelierung des Gesichts, vor allem der Nasenflügel, zeigen charakteristische Besonderheiten, wie sie ähnlich der Meister des Amsterdamer Kabinetts bringt. Der klare, übersichtliche, gut dokumentierte Aufsatz ist also ein weiterer positiver Beitrag zur Stützung der Grünewaldtheorie Naumanns, ausserdem aber gibt er erschöpfende Auskunft über den bedeutendsten Meister der elsässischen Glasmalerei des 15. Jahrhunderts.

Ueber den Meister der Madonna von Dangolsheim schreibt L. Fischel eine interessante stilkritische Studie, die die Eigenart zweier elsässischer Meister, Nicolaus Gerhaerts von Leyen und Hans Kamensetzers, (nach H. Rott, Schöpfer des Nördlinger Altars) stilkritisch gegeneinander abwägt. Der Nördlinger Altar erscheint wie eine Synthese beider Meister, und Kamensetzer stand sicherlich sehr unter dem Einfluss des durchaus vlämisch bestimmten Meisters. Die Studie gibt einen sehr aufschlussreichen Ueberblick über die Wege und Ziele einer durch das Vorbild des grossen Vlamen befeuerten Kunst, und sie zeigt die völlig isolierte Stellung des Meisters der Dangolsheimer Madonna, der neben Nicolaus Gerhaert in derselben Zeit in Strassburg wirkte.

Paul Martin schreibt einen historisch und kunsthistorisch ausgezeichnet fundierten Aufsatz über die Strassburger Bischofs- und Stadtfahnen des 14.—16. Jahrhunderts, eine Arbeit, die mit Bienenfleiss sehr entlegenes Material zusammenträgt und in schöner Form, in geschickter Gliederung die Fülle des Stoffs beherrscht. Hans Reinhardt referiert über das grosse Stadtbanner der Stadt Strassburg, Joseph Walter über die Wandmalereien des Mittelalters im Elsass, Hans Haug über «La belle Strasbourgeoise» Largillières. Von den übrigen Beiträgen erwähnen wir noch A. Girodies Studie über die burgundischen Vorfahren der Strassburger Maler Guérin, F. Parisets über Bartholmaeus Hopfer, P. Ahnes über das Strasburger Gefallenendenkmal.

Ch. W.



Vollendung des Hægy-Werkes!

Der vierte Band des Werkes

Das Elsass von 1870-1932

wird auf Weihnachten erscheinen. Das Werk mit ca. 640 Seiten wird enthalten:

- 1) 18 zum Teil doppelseitige Karten und graphische Darstellungen in Farbendruck.
- 2) 190 Seiten ausführliche Tabellen über alle Lebens- und Arbeitsgebiete des elsass-lothringischen Volkes von 1870 bis mindestens 1932.
- 3) 370 Seiten Dokumente, eine einzigartige Sammlung aller wichtigen, zum Teil unbekannteren oder schwer zugänglichen Dokumente, die von staatsrechtlicher, politischer oder kultureller Bedeutung sind.
- 4) Ausführliche Personen- und Sachregister für das gesamte Werk.

Durch diesen reichen Inhalt wird dieser IV. Band seine wissenschaftliche Bedeutung für alle Ziten bewahren und ein unentbehrliches Hilfsmittel sein für jeden, der sich mit irgend welchen, unser Land betreffenden Fragen befassen will.

UNENTBEHRLICH für jeden Besitzer der bereits erschienenen drei Bände.

Bestellungen sind zu richten an den Verlag «ALSA-TIA» in Colmar, oder an eine der «UNION»-Buchhandlungen in Strasbourg, Sélestat, Colmar, Mulhouse, Dornach, Thann oder St. Louis.

Lebensbilder

verstorbenen Redemptoristen der Strassburger Ordensprovinz

nebst einer kurzen Geschichte der Provinz und ihrer Niederlassungen von P. Paul Henlé, C. Ss. R.



427 Seiten, Grossoktav, 18 Illustrationen.
Preis: brochiert 30.— frz. Fr.;
kartonniert 33.— frz. Fr.



Bestellungen nimmt jedes Redemptoristenkloster entgegen; sich speziell wenden an den Autor: Redemptoristenkloster Trois-Épis p. Turckheim (Haut-Rhin) oder an den Verlag

Westermanns Monatshefte

Westermanns Monatshefte wollen den Reichtum des deutschen Lebens in Wort und Bild sammeln, hüten und pflegen. Auch das vorliegende Septemberheft ist hierfür ein Beweis mit Erich von Hartz Beitrag «Der Mittelpunkt der Welt»; Dr. Paul Rohrbach, das Leben der Jugend in verschiedenen ausserdeutschen Ländern; Ilse Schreiber, die wenig beneidenswerte Lage der deutschen Siedler in Kanada. In die schönere Welt des Kinderdaseins führt Edith Winkelmann mit einer gemütvollen und tief verstehenden Betrachtung über Kinderspiele und Kinderreigen. Sehr ansprechende Tiefdruckbilder machen dieses anmutige Kapitel doppelt anschaulich. Wieder andere Bilder zeigen herrliche Luftaufnahmen von den Fliegern am Meer. Der dazugehörige Text vermittelt einen Eindruck vom besonderen fliegerischen Erlebnis. Dann taucht unter den Titeln plötzlich die Frage auf: Ist Blindsein Unglück? Zu diesem scheinbar tiefsten menschlichen Schicksal weiss hier der Verfasser Geh. Med-Rat Prof. L. Heine, Kiel, mit Verneinung der Frage viel tröstliches zu geben. Zwei farbige Aufsätze sind der Kunstbetrachtung gewidmet. Ueber Fritz Burmann, den Maler der kurischen Nehrung schreibt Yarla Eckert. Zu eigenartigen Bildern chinesischer Maler der Gegenwart gibt Dr. L. Reidemeister, als anerkannter Kenner chinesischer Kunst, eine gehaltvolle Einführung. Ebenfalls farbig illustriert und gleichsam als einen stillen Nachklang zur 700-Jahrfeier der Stadt Berlin, ist eine nette Plauderei von Hans Frank «Idyllé Berlin» zu nehmen. Prächtige Offsetwiedergaben von alten Soldatenbildern illustrieren einen Beitrag «Vom Landsknecht zum Panzerwagenschützen». Der laufende Roman, gehaltvolle Erzählungen, kritische Betrachtungen zur Literatur der Gegenwart, zum Theater, ein- und mehrfarbige Einzelbilder, Anekdoten und anderes sind der weitere Inhalt dieses wirklich reichen Hefes. Der Verlag Georg Westermann, Braunschweig, gibt auf Wunsch Probehefte ab.

Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant

Ferme Rimlishof an der Strasse Guebwiller-Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Komfortable Zimmer mit fliessendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terasse für Sociétés. Erstklassige elssässische und französische Weine. Tél. Buhl 06

Propriétaire: Blaser-Probst.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat. O. Mischler.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m — Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller (Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison. Propr.: G. Schneider.

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Tél: 882

A-GUEIROARD



TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fließendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Biecheler

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Cléchérie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach